

www.e-rara.ch

Naturgeschichte der Säugethiere von Paraguay

Rengger, Johann Rudolf

Basel, 1830

ETH-Bibliothek Zürich

Shelf Mark: Rar 29643

Persistent Link: <https://doi.org/10.3931/e-rara-69827>

Dritte Ordnung.

www.e-rara.ch

Die Plattform e-rara.ch macht die in Schweizer Bibliotheken vorhandenen Drucke online verfügbar. Das Spektrum reicht von Büchern über Karten bis zu illustrierten Materialien – von den Anfängen des Buchdrucks bis ins 20. Jahrhundert.

e-rara.ch provides online access to rare books available in Swiss libraries. The holdings extend from books and maps to illustrated material – from the beginnings of printing to the 20th century.

e-rara.ch met en ligne des reproductions numériques d'imprimés conservés dans les bibliothèques de Suisse. L'éventail va des livres aux documents iconographiques en passant par les cartes – des débuts de l'imprimerie jusqu'au 20e siècle.

e-rara.ch mette a disposizione in rete le edizioni antiche conservate nelle biblioteche svizzere. La collezione comprende libri, carte geografiche e materiale illustrato che risalgono agli inizi della tipografia fino ad arrivare al XX secolo.

Nutzungsbedingungen Dieses Digitalisat kann kostenfrei heruntergeladen werden. Die Lizenzierungsart und die Nutzungsbedingungen sind individuell zu jedem Dokument in den Titelinformationen angegeben. Für weitere Informationen siehe auch [Link]

Terms of Use This digital copy can be downloaded free of charge. The type of licensing and the terms of use are indicated in the title information for each document individually. For further information please refer to the terms of use on [Link]

Conditions d'utilisation Ce document numérique peut être téléchargé gratuitement. Son statut juridique et ses conditions d'utilisation sont précisés dans sa notice détaillée. Pour de plus amples informations, voir [Link]

Condizioni di utilizzo Questo documento può essere scaricato gratuitamente. Il tipo di licenza e le condizioni di utilizzo sono indicate nella notizia bibliografica del singolo documento. Per ulteriori informazioni vedi anche [Link]

DRITTE ORDNUNG. *CARNIVORA.*

Erste Familie. CHIROPTERA.

Man hat in der guaranischen Sprache keine besonderen Namen für die verschiedenen Arten von Fledermäusen; alle werden Mbopi genannt.

Azara hat in Paraguay zwölf Gattungen von Fledermäusen aus den Geschlechtern *Molossus*, *Phyllostoma*, *Noctilio* und *Vespertilio* gefunden. Die nämlichen Gattungen fand auch ich, und überdiß noch eine dreizehnte, welche zum Geschlechte *Glossophaga* gehört.

Da diese Thiere in ihrer Lebensart sehr viel Uebereinstimmendes haben, so will ich hier, um mich später bei der Beschreibung der einzelnen Gattungen nicht jedesmal wiederholen zu müssen, die wenigen Beobachtungen, die ich darüber machen konnte, vorausschicken.

Wie alle anderen Fledermäuse sind auch diejenigen, welche in Paraguay vorkommen, nächtliche Thiere, die den Tag schlafend zubringen und nur bei Nacht ihrer Nahrung nachgehen; jedoch sieht man zuweilen auch bei Tage einige herumfliegen. Sie bewohnen alte Gebäude, hohle Bäume, Klüfte und Spalten von Felsen; auch findet man sie nicht selten unter der aufgesprungenen Rinde eines Baumes, und in den Kronen der Palmbäume oder zwischen den breiten Blättern der Bananen versteckt. Einige Gattungen, wie diejenigen, welche zu den Geschlechtern, *Molossus*, *Noctilio* und *Vespertilio* gehören, leben

oft in großen Gesellschaften, von zwanzig bis zu tausend Individuen, beisammen; die Blattnasen (*Phyllostoma*) und die Zungenfresser (*Glossophaga*) hingegen erscheinen mehr einzeln. Die ersteren Gattungen, und unter ihnen vorzüglich die eigentlichen Fledermäuse (*Gen. Vespertilio*), nisten sich daher gern unter den Dächern der Häuser und der Kirchen ein, während die letzteren mehr die Einsamkeit der Wälder lieben.

Die Nahrung aller dieser Fledermäuse besteht in Insekten; nur die Blattnasen und die Zungenfresser ernähren sich zugleich noch von dem Blute einiger Säugethiere, wie der Hirsche, Rehe, Pferde und Rinder. Ob einige Arten auch Früchte fressen, ist mir unbekannt.

Die eigentlich sogenannten Fledermäuse stellen besonders den Moskiten und den Ephemeriden nach. Man sieht sie daher bei einbrechender Nacht, welches auch die Zeit ist, wo sich zahllose Schwärme dieser Insekten von den Ufern der Gewässer erheben, zu tausenden ihre Schlupfwinkel verlassen und an der Oberfläche der Seen, der Ströme, der Flüsse und der Sümpfe hin und her fliegen, wobei sie im Erhaschen ihrer Beute eben so große Gewandtheit, wie die Schwalben, zeigen. Man hört sie alsdann unaufhörlich mit den Zähnen fletschen. Die Fledermäuse vom Geschlechte *Molossus* schienen mir vorzüglich auf dem offenen Felde ihre Nahrung zu suchen, wo sie den Nachtschmetterlingen, und einigen Arten von Coleopteren nachstellen. Ihr Flug ist aber lange nicht so rasch, dagegen höher, als derjenige der ersteren Gattungen. Sie kommen gewöhnlich erst, nachdem die Abenddämmerung schon ganz verschwunden ist, zum Vorscheine. Noch später als diese erscheinen die Blattnasen und die Zungenfresser, am Saume der Wälder und auf den freien Stellen in denselben. Auch sie ernähren sich vorzüglich von Nachtinsekten, welche sie, selbst zwischen den verflochtenen Aesten der Bäume, sehr gewandt zu verfolgen verstehen. Diese Fledermäuse sind es auch, die, besonders im nördlichen Theile

von Paraguay, die Plage der Landeseinwohner ausmachen, welche die Yerbales (die Waldungen, wo das Paraguaykraut gesammelt wird) besuchen; sie bringen nämlich bei Nacht den schlafenden Saumthieren kleine Wunden bei, aus denen sie das Blut saugen. Ich habe wohl hundertmal die Verletzungen an Pferden, Mauleseln und Ochsen untersucht, ohne über die Art, wie sie hervorgebracht werden, zur Gewisheit zu kommen. Die, beinahe trichterförmige Wunde hat gewöhnlich einen viertel Zoll im Durchmesser, zuweilen etwas mehr, und, je nach dem Theile des Körpers, eine Tiefe von einer bis zwei Linien. Sie reicht nie durch die Haut hindurch bis auf die Muskeln. Man bemerkt an ihr keinen Eindruck von Zähnen, wie bei Bisswunden, hingegen ist ihr Rand immer sehr aufgelockert oedematos angeschwollen. Ich kann daher nicht glauben, daß die Blattnasen und die Zungenfresser sogleich vermittelst eines Bisses den Saumthieren diese Wunden beibringen, wobei übrigens jedes schlafende Thier erwachen und sich seines Feindes entledigen würde; vielmehr vermute ich, daß sie erst durch Saugen mit den Lippen die Haut unempfindlich machen, wie dieses durchs Aufsetzen von Schröpfköpfen geschieht, und dann, wenn sie angeschwollen ist, mit den Zähnen eine kleine Oeffnung an der Stelle zu Stande bringen. Durch diese bohren sie nun, wie mir wahrscheinlich ist, ihre ausdehnbare, gleichfalls zum Saugen taugliche, Zunge allmählig in die Haut hinein, woher das trichterförmige Aussehen der Wunde entsteht.

Wiewohl schon Azara die Sage der Landeseinwohner, daß diese Fledermäuse während des Ansaugens mit den Flügeln fächeln und so das Thier einschläfern, für ein Märchen erklärt hat, so ist sie dennoch von einem der neueren Reisenden, Herrn Spix, wiederholt und unter seine zoologischen Beobachtungen aufgenommen worden. Allein die Unmöglichkeit, daß die Fledermäuse zu gleicher Zeit saugen und ihre Flügel bewegen, muß Jedem einleuchten, der sich die Beschaffenheit der letzteren vergegenwärtigt. Da die Flügelhaut bis an das Fußgelenk hinab

mit den Beinen verbunden ist, so wird dem Thiere unmöglich, sich mit den Füßen festzuhalten und zugleich die Flügel zu gebrauchen; es müßte also in der Luft schwebend saugen. Ich wenigstens sah die Fledermäuse immer sich auf meine Pferde niedersetzen, wobei sie nothwendig die Flügel einziehen mußten. Auch wählen sie, um sich leichter fest halten zu können, die behaarteren oder die flachen Theile der Thiere, und bringen daher den Pferden vorzüglich am Halse, auf dem Widerriste und um die Schwanzwurzel, den Mauleseln am Halse und auf dem Widerriste, und den Ochsen auf den Schulterblättern und am Halslappen die Wunden bei. Diese haben an sich nichts gefährliches; da aber zuweilen 4, 5 bis 6 und noch mehr Fledermäuse in der nämlichen Nacht ein Saumthier ansaugen und diese Operation sich oft mehrere Nächte hintereinander wiederholt, so werden die Thiere durch den Blutverlust sehr geschwächt, um so viel mehr da neben dem Blute, welches die Fledermäuse aussaugen, immer noch zwei bis drei Unzen aus jeder Wunde fließen. Auch legen die Schmeißfliegen nicht selten ihre Eyer in die Wunden und diese werden dann zu großen Geschwüren. Dafs die Blattnasen auch Menschen ansaugen, davon kenne ich kein Beispiel, außer demjenigen, was Azara von sich selbst anführt.

Bei schöner Witterung bleiben die paraguayischen Fledermäuse die ganze Nacht hindurch auf der Jagd; jedoch fliegen sie nicht in einem fort, sondern sie hängen sich von Zeit zu Zeit an einem Baumstamme, einer Mauer, einem Dache u. s. w. mit den Nägeln ihrer Daumen auf, und ruhen einen Augenblick aus, was ich oft bei mond hellen Nächten zu beobachten Gelegenheit hatte. Mit anbrechender Morgendämmerung ziehen sie sich in ihre Schlupfwinkel zurück.

Es ist bekannt, dafs die Fledermäuse, welche die kalten Zonen bewohnen, dem Winterschlaf unterworfen sind; merkwürdig ist aber, dafs auch in Paraguay, so wie der Südwind in der kalten Jahreszeit einige Tage anhält, und

das Thermometer bei Nacht bis auf $+ 6^{\circ}$, nur äußerst selten bis auf 0° sinkt, bei Tage aber auf $+ 10^{\circ}$ bis $+ 15^{\circ}$ steht, die Fledermäuse in einen ähnlichen Winterschlaf verfallen. Dieser dauert aber immer nur 4 bis 8 Tage, so lange nämlich der kalte Südwind weht, wiederholt sich hingegen während den Wintermonaten so oft als die Kälte wieder eintrifft. Wechselt der Südwind plötzlich mit dem warmen Nordwinde, so dafs das Thermometer in wenigen Stunden um 10 und mehr Grade steigt, so erwachen die Fledermäuse auch sogleich, und nicht selten sieht man alsdann einige, wahrscheinlich vom Hunger getrieben, selbst bei Tage herumfliegen.

Im Ruhezustande sind sie mit den Nägeln der Daumen an den Wänden ihrer Schlupfwinkel aufgehängt, oder sie ruhen auch, in horizontaler Lage, auf dem Bauche, wobei sie sich zugleich auf die Füfse, auf das Gelenk des Vorderarmes und des Carpus stützen. Das Gehen hält den mehrsten sehr schwer; jedoch findet man unter den Blattnasen zwei Gattungen, welche noch schnell genug laufen können. Da ich übrigens nicht alle Fledermausarten in Paraguay lebend beobachten konnte, so ist es leicht möglich, dafs auch noch andere Gattungen diese Fertigkeit besitzen. Keine von ihnen kann sich aber, so viel ich sah und von anderen hörte, unmittelbar vom Boden erheben; sie müssen sich, gleich unseren Fledermäusen, erst fallen lassen, um von ihren Flügeln Gebrauch zu machen.

Ueber die Sinne der Fledermäuse habe ich nur wenige Beobachtungen anstellen können. Ihr Aug ist, für ein nächtliches Thier, zu klein, um ihnen von grossem Nutzen zu seyn. Jedoch ist die Pupille einer beträchtlichen Ausdehnung fähig. Es leuchtet aber nicht in der Dunkelheit, wie dies bei anderen Thieren, die bei Nacht auf Raub ausgehen, der Fall ist. Ob ihr Geschmack und ihr Geruch schärfer seien als ihr Gesicht, ist mir unbekannt. Das Gehör hingegen spielt bei allen in Paraguay vorkommenden Fledermäusen schon eine wichtigere Rolle als die

vorhergehenden Sinne, denn nicht nur sind ihre äusseren Gehörorgane groß und weit, sondern man findet auch die inneren immer sehr ausgebildet. Für den Tastsinn endlich besitzen sie in den häutigen Fortsätzen des Gesichtes, so wie in der Flughaut, ein besonderes und, wie es scheint, feinführendes Organ. Ich habe mehrere Versuche gemacht, die mir über den Nutzen des Hauptapparates, welcher bei den Phyllostomen die Nasenlöcher umgiebt, einigen Aufschluss verschafften. Es ist bekannt, daß ihres Gesichtes beraubte Fledermäuse, denen man zugleich die Ohren und die Nasenlöcher verstopft, in einem Zimmer, in welchem man Seile gespannt hat, herumfliegen können, ohne anzustoßen. Blendet man aber eine Blattnase, und das nur indem man das Zimmer hell beleuchtet oder ihr die Augen mit englischem Taffet bedeckt, und schneidet ihr die Hautfortsätze auf der Nase und die Ohren ab, so stößt sie beim herumfliegen nicht selten gegen die Wände oder sonst gegen einen Gegenstand an. Diese Fortsätze scheinen daher Gefühlsorgane zu seyn, deren die Blattnasen um so eher bedürfen, da sie in den Wäldern leben und zwischen den Zweigen der Bäume ihrer Nahrung nachjagen. Daß auch die großen äusseren Ohren nicht allein zum Auffangen des Schalles dienen, sondern zugleich Werkzeuge des Tastsinnes seien, davon kann man sich schon bei unserer langohrigen Fledermaus durch Abschneiden derselben überzeugen, indem das Thier dadurch in seinem Fluge ganz irre wird, und leicht an die vorliegenden Gegenstände anstößt.

Alle paraguayischen Fledermäuse geben einen starken, widrigen Geruch von sich, der von der Absonderung verschiedener Drüsen, hauptsächlich aber von dem fettartigen Ueberzuge der Flughäute herrühren mag. Ueber ihre Begattung und Tragezeit fehlt es mir an Beobachtungen. Die Weibchen werfen gewöhnlich nur ein Junges, das sie an der Brust mit sich herum tragen, bis es wenigstens halb ausgewachsen ist. Einige Arten werfen zweimal des Jahres. Sie sind böse, beißige Thiere, die sich nicht zähmen

lassen; jedoch sind sie, die Blattnasen und Zungenfresser ausgenommen, für die Bewohner von Paraguay von grossem Nutzen, indem sie täglich eine Menge schädlicher Insekten vertilgen.

Ihre Feinde sind die kleinen Katzenarten, welche sie aber nur tödten und nicht fressen, die Beuterratten (*Didelphis*) und die Nachteulen. Diese letzteren erhaschen die Fledermäuse nicht im Fluge, sondern lauern ihnen des Morgens und des Abends, wenn sie in ihre Schlupfwinkel zurückkehren oder dieselben verlassen, auf.

Gen. PHYLLOSTOMA. Geoff.

Von den, in Paraguay vorkommenden, Gattungen von Fledermäusen gehören vier zum Geschlechte *Phyllostoma*. Schon Azara beschrieb dieselben, verwechselte aber zwei von ihnen mit anderen amerikanischen Blattnasen, die schon früher bekannt waren.

Folgendes sind die Kennzeichen, welche diese vier Gattungen gemein haben: der Kopf ist dick und einem stumpfen Kegel ähnlich; die untere Kinnlade tritt in etwas über die obere hervor; die Unterlippe ist mit Warzen besetzt; die Nase hat an ihrem Ende einen häutigknorpeligen Fortsatz, von welchem der eine Theil, in Gestalt eines Hufeisens, das sich nach hinten öffnet, auf der Nase aufliegt und die Nasenlöcher umschliesst, der andere, gewöhnlich einem ovalen Blatte ähnlich, von der Scheidewand der Nasenlöcher senkrecht emporsteigt; das Gesicht ist behaart; die Augen sind klein und seitwärts gerichtet, mit ründlicher Oeffnung der Augenlieder, die Ohren gross, getrennt, nackt und mit einem, am äusseren Rande gezahnten, Ohrdeckel versehen; die Arme so wie die Schenkel und Beine sind muskulös; der Mittelfinger besitzt eine Phalange mehr als die zwei folgenden Finger; bei allen vier Gattungen fehlt der Schwanz; die

Flügelhaut ist breit und lang, die Interkruralhaut an ihrem Rande ausgeschnitten.

In der oberen Kinnlade finden sich vier Schneidezähne, welche paarweise stehen; indem die zwei mittleren durch einen kleinen Zwischenraum von einander getrennt sind. Diese sind hackenförmig und nähern sich in etwas mit ihren Spitzen. Die zwei äusseren ragen kaum über das Zahnfleisch hervor. Auf sie folgt auf jeder Seite ein starker, an seiner Basis breiter, kegelförmiger Eckzahn, auf dessen hinterer Seite zwei, durch einen Grat getrennte Furchen herablaufen, und dann fünf Backenzähne, von denen die zwei ersten nach aussen einen pyramidenförmigen Zacken, nach innen einen Höcker oder Absatz (talon), der dritte und vierte drei kleine Zacken am äusseren Rande der Krone, zwei grössere in der Mitte derselben und nach innen ebenfalls einen Absatz, der fünfte endlich blofs drei stumpfe Höcker haben. In der unteren Kinnlade zeigt sich die nämliche Anzahl von Zähnen wie in der oberen. Die Schneidezähne sind klein, alle vier gleich lang, und stehen dicht an einander. Die Eckzähne haben dieselbe Form wie in der oberen Kinnlade, jedoch sind sie in etwas kleiner. Die Backenzähne weichen in ihrer Gestalt von denen des Oberkiefers darin ab, dafs bei allen der Absatz fehlt, dafs beim dritten und vierten die zwei grösseren Zacken an der äusseren und die drei kleineren an der inneren Seite des Zahnes stehen, und dafs der fünfte in seinem Baue mit den zwei vorhergehenden Zähnen übereinstimmt.

Bei alten Individuen fallen die Schneidezähne in beiden Kinnladen aus, besonders die zwei äusseren oberen, die von den unteren Eckzähnen abgerieben werden.

Die Zunge dieser Thiere ist fleischig, ausdehnbar und an ihrem vorderen Drittheile mit Wärzchen besetzt, welche in einem, sich nach vorn öffnenden Halbkreise stehen.

PHYLLOSTOMA SUPERCILIATUM. M. de Wied.

(Azara's chauve-souris première.)

Hr. Geoffroy *) sieht Azara's erste Fledermaus als identisch mit dem in Gujana vorkommenden *Phyllostoma perspicillatum* an. Wiewohl zwischen beiden viel Aehnlichkeit herrscht, so kann ich dennoch, bei der verschiedenen Gestalt und Grösse ihres Nasenblattes, dieser Meinung nicht beistimmen, sondern halte jene Fledermaus für das, vom Prinzen zu Wied beschriebene, *Phyllostoma superciliatum*. Schon der letztgenannte Naturforscher spricht in den *Beiträgen zur Naturgeschichte Brasiliens* **) seine Zweifel über Hr. Geoffroy's Meinung aus.

Meine Beschreibung ist von einem männlichen Individuum genommen.

Der Kopf und der Rumpf des *Phyllostoma superciliatum* sind mit kurzen, dichtstehenden, weich anzufühlenden Haaren besetzt, welche im Gesichte noch kürzer sind als an den übrigen Theilen. Die Flughaut, die Extremitäten, die Ohren und das Nasenblatt sind grösstentheils nackt; nur auf der hinteren Fläche der Ohren und auf der Interkruralhaut bemerkt man einige Härchen. Die Farbe der Haare ist graulichbraun, die der nackten Theile graulichschwarz. Von jeder Seite der Nase läuft über dem Auge hin ein weißer Streifen bis zum Ohre. Der emporsteigende Theil des Nasenblattes ist oval und lanzenförmig, ohne Ausschnitt, mitten auf seiner vorderen Fläche mit einer herunterlaufenden Leiste versehen, und von der Länge von sechs Linien. Das Ohr ist eiförmig und oben an seinem äusseren Rande in etwas ausgeschnitten. Der Ohrdeckel liegt tief im Ohre; er ist kurz, schmal, spitz zulaufend und hat an seinem äusseren Rande einen Zahn. Die Daumen sind groß und mit einem starken Nagel versehen. Die Interkruralhaut füllt den grössten

*) Annales du muséum V. 15, pag. 177.

**) Band II. Seite 202.

Theil des Raumes zwischen den hinteren Extremitäten aus. Sie wird durch zwei starke Spornen unterstützt und ist an ihrem Rande nur wenig ausgeschnitten.

Beide Lippen des Thieres sind vorn mit kleinen Wärtchen besetzt. Auf der fleischigen Zunge sind diese Wärtchen nicht sehr hemerkbar.

Der Prinz zu Wied giebt seinem *Phyllostoma superciliatum* weiße Ohrdeckel und weiße Spitzen der Flügelhaut, was das meinige nicht hat. Da das Individuum, welches der Prinz sah, zum Theile schon in Fäulniß übergegangen war, so möchte dies wohl die Ursache der weißen Farbe gewesen seyn.

Diese Blattnase ist eine der größten Fledermäuse, die in Paraguay vorkommen. Ihre Dimensionen sind:

3'' 8''' Länge von der Schnauze bis zum Steißbein;

1' 5'' Flugweite.

Das von Azara beschriebene Individuum war noch größer als das meinige.

Ich fand diese Fledermans nahe bei Yhu zwischen dem vier und zwanzigsten und dem fünf und zwanzigsten Breitengrade, wo man sie zuweilen einzeln in hohlen Baumstämmen antrifft. Ihr Magen enthält gewöhnlich Ueberreste von Insekten.

PHYLLOSTOMA LINEATUM. Geoff.

(Azara's chauve-souris seconde.)

Diese Fledermaus ist, wie die vorhergehende, am Kopfe und am Rumpfe mit dichtstehenden, kurzen, weichen Haaren besetzt; an der Schnauze sitzen einige längere, borstenartige. Auf dem Nasenblatte und an den Ohren bemerkt man nur wenige und sehr kurze Härchen, so daß man diese Theile, gleich den Extremitäten und der Flughaut, nackt nennen kann. Die Farbe der Haare ist am Kopfe, am Nacken und auf dem Rücken braun. Von dem Mundwinkel läuft ein feiner, weißer Streifen

rückwärts bis an die Mitte der Basis des Ohres; ein anderer, von der nämlichen Farbe, jedoch in etwas breiter, steigt von dem Nasenloche aufwärts, zieht sich über dem Auge hin und endet über dem Ohre; endlich läuft noch ein einzelner, ebenfalls weißer, Streifen mitten über das Hinterhaupt und den Rückgrat hinunter bis ans Ende des Steißbeins. Der Hals und der Bauch sind graulichbraun, die nackten Theile des Körpers bräunlichschwarz. Zwischen dem Männchen und dem Weibchen findet kein Unterschied, weder in der Farbe noch in der Zeichnung, statt.

Der einem Hufeisen ähnliche Theil des Nasenblattes hat in der Mitte seines vorderen Randes einen kleinen Ausschnitt. Der freie Theil desselben ist lanzenförmig, und ohne Ausschnitt am Rande; auf seiner vorderen Fläche bemerkt man drei, von oben nach unten laufende Falten; seine Länge beträgt $4\frac{1}{2}$ Linie, seine größte Breite etwas über drei Linien. Die Ohren sind oval, etwas mehr als sieben Linien lang und ungefähr $4\frac{1}{2}$ Linien breit. In der Mitte ihres äußeren Randes sind sie stark ausgeschnitten. Der Ohrdeckel ist $2\frac{1}{2}$ Linien lang, lanzettenförmig, jedoch an der Spitze in etwas abgerundet und am äußeren Rande mit zwei Zähnen versehen. Der Nagel des Daumens ist klein, aber scharf zugespitzt, und die Interkruralhaut an ihrem Rande ausgeschnitten.

Beide Lippen dieser Blattnase sind mit Wärzchen besetzt; die muskulöse Zunge hat aber deren nur wenige und dazu noch sehr kleine.

Azara gibt dieser Fledermaus 12 Backenzähne in der oberen, und 14 in der unteren Kinnlade. Ich habe deren nie mehr als 10 in jeder Kinnlade gefunden, was übrigens kein Beweis für die Unrichtigkeit von Azara's Angabe ist, indem ich vielleicht kein ganz ausgewachsenes Individuum dieser Gattung zu Gesicht bekommen habe; es wird dieß um so wahrscheinlicher, da das größte Individuum, welches ich sah, nur eine Länge von zwei Zoll und sechs Linien, und eine Flugweite von einem Fuß hat-

te, während das von Azara beschriebene zwei Zoll und neun Linien lang war, und einen Fuß und elf Linien in seiner Flugweite maß.

Man findet diese Fledermaus beinahe in ganz Paraguay, vorzüglich in hohlen Bäumen, die nahe am Wasser stehen. Zuweilen trifft man sie auch in Städten, zwischen den Dachbalken der Häuser, an. Ihr Flug ist schnell.

PHYLLOSTOMA INFUNDIBILIFORME. mihi.

Diese Fledermaus hat zwar große Aehnlichkeit mit Azara's chauve-souris troisième, welche er irrig für *Vespertilio spectrum* L. gehalten hat, und die jetzt in den systematischen Werken als *Phyllostoma rotundum* angeführt wird. Da jedoch die von mir beobachtete Gestalt ihres Nasenblattes mit der von Azara beschriebenen nicht übereinstimmt, so gebe ich, bis spätere Untersuchungen die Frage entscheiden, diesem *Phyllostoma* den Gattungsnamen *infundibiliforme*.

Seine Haare sind am Kopfe und am Rumpfe dicht stehend, weich anzufühlen und ungefähr zwei Linien lang; nur im Gesichte sind sie in etwas kürzer. Die Schnauze hingegen ist mit einigen längeren borstenartigen Haaren besetzt. Auf der hinteren Fläche des Ohres, bei seiner Anheftung an den Kopf, auf der Flughaut, bei ihrer Verbindung mit dem Rumpfe, und auf den Oberarmen und den Schenkeln finden sich feine Härchen. Die übrigen Theile des Körpers sind nackt. Auf dem Kopfe, dem Nacken und dem Rücken ist die Farbe der Haare braun; an der Kehle, dem Halse und am Bauche ist sie gelblichbraun. Die nackte Haut ist dunkelbraun. Beide Geschlechter haben die nämliche Farbe.

Die Schnauze ist bei dieser Gattung, wegen der stark hervortretenden Unterkinnlade, in etwas spitzer als bei den zwei vorhergehenden. Die Nasenlöcher sitzen in zwei trichterförmigen Fortsätzen des liegenden Theiles vom Na-

senblatte, dessen äußerer Rand von einer kleinen Rinne umgeben wird. Das aufsteigende Blatt ist kurz, beinahe eben so breit als hoch, oben abgerundet, und in seiner Mitte mit einer herablaufenden Leiste oder Falte versehen. Die Ohren sind dreieckig, nach oben zugespitzt und an ihrem äußeren Rande, gegen die Spitze hin, stark ausgeschnitten. Ihre Länge beträgt ungefähr zehn Linien. Der Ohrdeckel ist etwa drei Linien lang, schmal, oben spitz und am äußeren Rande mit einem Zahn versehen. Der Nagel des Daumens ist stark. Die Flughaut läuft nicht ganz bis zum Fußgelenke hinab. Die Interkruralhaut ist hinten ausgeschnitten und durch einen starken, sieben Linien langen Sporn unterstützt.

An der Unterlippe bemerkt man große Warzen, welche in der Gestalt eines aufrechtstehenden römischen V an einander gereiht sind. Die Zunge ist muskulos und ebenfalls mit vielen Warzen besetzt. Das Gebiß ist stark und scharf; auch trifft man bei dieser Gattung seltener als bei den vorhergehenden Individuen an, denen die oberen Schneidezähne mangeln, indem die unteren Eckzähne, des verlängerten Unterkiefers wegen, nicht gegen dieselben anstoßen.

Die Dimensionen dieser Blattnase sind:

3'', 0 ganze Länge; 0, 9''' Länge des Kopfes; 1' 5''
2''' Flugweite.

Man findet sie vorzüglich in Wäldern, wo sie sich theils in hohlen Stämmen, theils unter aufgesprungener Baumrinde und selbst zwischen dichtem Strauchwerk aufhält. Sie läuft sehr schnell auf dem Boden, und vertheidigt sich, wenn man sie fangen will, muthig mit ihren Zähnen.

PHYLLOSTOMA LILIUM. Geoff.

(Azara's chauve-souris quatrième.)

Auch dieser Blattnase hat Azara irriger Weise den systematischen Namen einer anderen, früher bekannten Fledermaus, nämlich des *Vespertilio hastatus*, beigelegt.

Da ich sie nur einmal gesehen habe, und das zu einer Zeit wo es mir unmöglich war sie genauer zu untersuchen, so ist auch meine Beschreibung derselben sehr unvollständig.

Ihr Pelz ist dicht und weich; seine Farbe ist oben röthlichbraun, unten graulichbraun. Die nackten Theile des Körpers sind braun. Das aufsteigende Nasenblatt ist beinahe kreisförmig, oben jedoch in etwas zugespitzt, und fast eben so breit als hoch. Seine Höhe mag drei, seine Breite dritthalb Linien betragen. Die, etwa sieben Linien langen und fünfthalb Linien breiten Ohren laufen spitz zu und sind an ihrem äußeren Rande ausgeschnitten. Der Ohrdeckel ist lanzettenförmig und nach außen mit zwei Zähnen versehen. Die Interkruralhaut ist ausgeschnitten.

An der Unterlippe sitzen einige Warzen; eben so auf der Zunge. Die zwei äußeren, oberen Schneidezähne waren bei dem von mir untersuchten Individuum auf ihrer Kante durch die unteren Eckzähne abgeschliffen worden, so daß man an denselben mit dem Vergrößerungsglase eine kleine Vertiefung bemerkte.

Da ich diese Blattnase nicht selbst ausgemessen habe, so gebe ich hier die von Azara angeführten Dimensionen derselben an:

0, 2'' 3''' ganze Länge; 1', 0, 0, Flugweite.

Gen. GLOSSOPHAGA. Geoff.

Ich habe in Paraguay nur eine Gattung von Fledermäusen gefunden, welche zu diesem Geschlechte gehört. So viel ich weiß ist sie bis jetzt nie beschrieben worden. Ich nenne sie, ihrer lange Haare wegen, villosa.

GLOSSOPHAGA VILLOSA. mihi.

Der Kopf dieser Fledermaus ist lang und kegelförmig, die Schnauze spitz, die Hirnschale breit und hoch. Die untere Kinnlade ragt in etwas über die obere hervor. Die Unterlippe ist durch eine tiefe, nackte Rinne, welche bis in die Mitte der Kehle läuft, wie gespalten, und an ihrem vorderen Rande mit mehreren, kleinen Wärzchen besetzt. Gleich über den Nasenlöchern entspringt ein kleiner, kaum drei Linien hoher und anderthalb Linien breiter häutiger Fortsatz oder das Nasenblatt, welches die Form eines umgekehrten Herzens hat und gegen die Spitze hin auf beiden Seiten in etwas ausgeschnitten ist. Die, sieben Linien langen und vier Linien breiten, Ohren stehen nur wenig über dem Kopfe empor; sie sehen nach vorn, sind an ihrer Spitze abgerundet und zeigen an ihrem äußeren Rande einen schwachen Ausschnitt. Der, dritthalb Linien hohe, Ohrdeckel (tragus) ist lanzettenförmig und an seiner Basis nach hinten mit einer kleinen Kerbe versehen. Der Rumpf des Thieres ist kurz und, auf der Brust, beinahe so breit als lang. Die Arme sind muskulös; der Daumen ist dünn und mit einer starken Krallen versehen. Der zweite Finger hat nur eine Phalange, der dritte vier, der vierte und der fünfte drei. Die Beine sind schwächlich; der Schwanz fehlt. Die Flügelhaut erstreckt sich bis zum Fußgelenke; die Interkruralhaut, welche gleichfalls bis zu diesem Gelenke hinabreicht, und dort noch durch einen, etwa dritthalb Linien langen, Sporn unterstützt wird, bildet einen Saum, der an den Beinen drei Linien, am Rumpfe kaum anderthalb Linie breit ist.

Das Gebiß dieser Fledermaus besteht in beiden Kinnladen aus vier Schneidezähnen, zwei Eckzähnen und zwölf Backenzähnen. Die oberen Schneidezähne sind spitz, und die zwei äußeren kürzer und schmaler als die zwei inneren, welche durch einen kleinen Zwischenraum von einander getrennt sind. Sie scheinen mit dem Alter auszufallen, denn ich fand bei zwei Individuen keine Spur mehr von

ihnen. Die unteren Schneidezähne sind alle sehr klein, von der nämlichen Länge, und berühren einander. Auch sie sind nicht immer vorhanden. Die Eckzähne sind kegelförmig, spitz und in etwas nach hinten gekrümmt. Die drei ersten Backenzähne auf jeder Seite der Oberkinnlade sind einzackig, die übrigen vierzackig. In der Unterkinnlade ist auf jeder Seite nur der erste Backenzahn einzackig, die zwei folgenden hingegen sind dreizackig und die übrigen mit vier bis fünf Zacken versehen. Die Gestalt der Zähne war aber nicht bei allen, von mir untersuchten Individuen die nämliche, was von der Verschiedenheit des Alters dieser Thiere und der davon abhängenden Abnutzung der Zähne herrühren mag.

Besonders merkwürdig ist bei dieser Fledermaus, wie bei allen Gattungen des Geschlechtes *Glossophaga*, der Bau ihrer Zunge. Sie ist fleischig, einem von oben nach unten zusammengedrückten Cylinder ähnlich, liegt zum Theile in einer Art von Scheide und ist so ausdehnbar, daß man sie zehn Linien weit zum Munde heraus ziehen kann. An ihrem Rande ist sie wulstig, und eine Rinne läuft der Länge nach über ihren Rücken hin. An der Spitze fühlt sie sich in etwas rauh an. Vermittelst dieses Baues wird die Zunge zum Saugen tauglich. Wenn nämlich das Thier die beiden Hälften derselben der Länge nach erst aneinander legt und dann, mit Ausnahme der wulstigen Ränder, wieder von einander entfernt, so entsteht hierdurch ein geschlossener Canal, den es als Saugrüssel gebrauchen kann. Auch zweifle ich keineswegs, daß die Zunge, so gut wie die Lippen, in Thätigkeit ist, wenn diese Fledermaus wie ich früher erwähnt habe, andere Thiere ansaugt.

Ihr Kopf und ihr Rumpf sind mit dichtstehenden, feinen, weichen und nur schwach glänzenden Haaren besetzt, die im Nacken und auf dem Rücken eine Länge von vier Linien erreichen, so daß das Thier ganz zottig aussieht. Im Gesichte sind die Haare kurz. Die Oberarme, die Schenkel, die Flügelhaut bei ihrer Verbindung

mit dem Rumpfe, und die Interkruralhaut sind ebenfalls mit kurzen Haaren bedeckt, welche bei der letzteren wie eine Franse über ihren Rand hervorstehen. Um den Mund sitzen einige, fünf bis sechs Linien lange, steife, borstenartige Haare. Das Nasenblatt, die Ohren, die Vorderarme und die Finger, die untere Hälfte der hinteren Extremitäten und der größte Theil der Flügelhaut sind unbehaart.

Die Farbe des Pelzes ist oben schwarz, unten graulichschwarz; diejenige der nackten Theile des Körpers ist ebenfalls schwarz.

Die Dimensionen dieser Fledermaus sind folgende:

2'' 10''' ganze Länge; 1'' Länge des Kopfes; 1' 1'' 4''' Flugweite.

Die Männchen und die Weibchen sind einander sowohl in Farbe als in GröÙe gleich.

Ich habe sechs Individuen von dieser Gattung gesehen, die ich alle, auf einer Reise ins nördliche Paraguay, ungefähr unter dem drei und zwanzigsten Breitengrade in einem hohlen Baumstamme fand, wo sie einzeln in den Spalten und Höhlen des trockenen Holzes saßen. Der Magen zweier dieser Thiere enthielt etwas Blut; das sie wahrscheinlich meinen Pferden in der Nacht ausgesogen hatten; in dem Magen der anderen aber waren nur Theile von Insekten vorhanden.

Gen. VESPERTILIO. L.

Zwei Gattungen der Fledermäuse, die in Paraguay angetroffen werden, gehören zum Geschlechte Vespertilio. Sie kommen in ihren Kennzeichen mit den Europäischen, eigentlich sogenannten Fledermäusen ganz überein; nur ist bei ihnen der Oberkiefer in etwas höher und breiter als bei den letzteren, und der innere Rand des Ohres stülpt sich nach aufsen und hinten, gegen die Muschel,

um, was bei den europäischen Gattungen nicht der Fall ist. Im Bau der Zähne herrscht zwischen beiden kein Unterschied.

VESPERTILIO VILLOSISSIMUS. Geoff.

(Azara's chauve-souris septième.)

Der Pelz dieser Fledermaus ist langharrig und weich anzufühlen. Die Flügelhaut, bei ihrer Verbindung mit dem Rumpfe, die Arme und die Interkruralhaut, die letztern mit Ausnahme des Randes, sind mit feinen kurzen Härchen besetzt. Die Schnauze, die Ohren, der übrige Theil der Flügelhaut und die hinteren Extremitäten sind nackt.

Die Farbe der Haare ist überall mäusegrau, diejenige der nackten Theile schwärzlichbraun.

Die, über den Unterkiefer hervorstehende Nasenspitze ist bei dieser Fledermaus beweglich, beinahe wie beim Schwein. Die Ohren sind etwa zehn Linien lang und fünf Linien breit; sie stehen schief am Kopfe, so daß sie mit ihrer Oeffnung nach vorn und ausen sehen, sind oben abgerundet, und haben an ihrem hinteren oder äußeren Rande zwei schwache Ausschnitte. Der Ohrdeckel ist lanzettenförmig und erhebt sich bis zur Mitte des Ohres. Der Hals ist, der langen Haare wegen, kaum bemerkbar. Die Extremitäten sind dünn, eben so der lange Schwanz. Die Flügelhaut erstreckt sich bis zum Fußgelenke; die Interkruralhaut hingegen reicht nicht völlig bis an dasselbe hinab. Sie umschließt den ganzen Schwanz und wird von einem langen Sporn unterstützt.

Die Dimensionen dieser Fledermaus sind:

o, 9^{///} Länge des Kopfes; 1¹ 9^{///} Länge des Rumpfes;
1¹ 10^{///} Länge des Schwanzes; 11¹, o Flugweite.

Azara giebt dieser Gattung gar keine oberen Schneidezähne, worin er sich aber irrt. Man sieht übrigens aus seiner Beschreibung, daß er, bei Untersuchung der Zähne ein Individuum vor sich hatte, das eben die oberen Eck-

zähne wechselte, und so die zwei mittleren, großen, durch einen beträchtlichen Zwischenraum von einander getrennten, Schneidezähne von ihm für Eckzähne gehalten wurden. Auch bemerkt er, daß auf der äußeren Seite dieser Eckzähne ein kleiner Zahn stehe, den man seiner Gestalt nach für einen Schneidezahn ansehen könnte.

Diese, in ganz Paraguay vorkommende Fledermaus bewohnt in Gesellschaften, oft von mehreren tausend Individuen, die Söller der Kirchen, verlassene Wohnungen, hohle Bäume und Felsenklüfte.

VESPERTILIO NIGRICANS. M. de Wied.

(Vespertilio albescens. Geoff.)

(Azara's chauve-souris douzième.)

Der Pelz dieser Fledermaus ist dicht, kurz und weich anzufühlen. Die Schnauze, die Ohren, die Extremitäten und die Flughaut sind nackt. Die Farbe der Haare ist an den oberen Theilen bräunlichschwarz, in etwas ins Graue spielend, an den unteren graulichschwarz. Die nackten Theile des Körpers sind bräunlichschwarz. Das Ohr hat die nämliche Gestalt wie bei der vorhergehenden Gattung, nur wölbt sich sein äußerer Rand in etwas nach hinten und zeigt keine Ausschnitte. Der Ohrdeckel ist klein, sehr schmal und spitz zulaufend. Die Länge des Ohres beträgt etwa einen halben Zoll, die des Ohrdeckels dritthalb Linien. Die Flügelhaut, so wie die Interkruralhaut, erstreckt sich bis zum Fußgelenke. Die letztere umgiebt den Schwanz bis an seine Spitze.

Die Dimensionen dieser Fledermaus sind folgende:

2'' 9''' ganze Länge des Thieres; 6''' ungefähr die Länge des Kopfes; 1'' 4''' Länge des Rumpfes; 11''' Länge des Schwanzes; 8'' 9''' Flugweite.

Diese Dimensionen stimmen nicht ganz mit den von Azara angegebenen überein, wohl aber mit denen, welche

der Prinz zu Wied von seinem *Vespertilio nigricans* giebt. Der letzte Umstand bestätigt also die Vermuthung dieses Naturforschers, daß Azara's zwölfte Fledermaus und *V. nigricans* eine und die nämliche Gattung seien. Auch herrscht, gegen die Meinung des Prinzen zu Wied, durchaus kein Unterschied in der Farbe von beiden.

Diese, in Paraguay nicht seltene Gattung bewohnt, in kleinen Gesellschaften, die hohlen Stämme von nahe am Wasser und im Sumpflande stehenden Bäumen; zuweilen findet man sie auch unter hohlen Dachziegeln.

Gen. *MOLOSSUS*. Geoff.

(*Dysopes*. Illig.)

Unter den in Paraguay vorkommenden Fledermäusen finden sich vier Gattungen, welche zum Geschlechte *Molossus* gehören. Sie haben folgende Kennzeichen unter sich gemein:

Der Kopf ist dick; die Nase in etwas rüffelartig und vorn abgestumpft; sie ragt über die obere Kinnlade, welche die untere an Länge übertrifft, hervor und hat keinen blattähnlichen Fortsatz. Die Nasenlöcher öffnen sich nach vorn, und sind von einem wulstigen Rande umgeben, wodurch zwischen denselben eine Rinne entsteht, welche von der Spitze der Nase über ihren Rücken hin bis gegen die Stirn läuft. Die Schnauze ist nackt; die Augen sind klein, die Oeffnung der Augenlieder ist länglich, wie bei den Schweinen. Das äußere Ohr ist breit, aber nur bei einer Gattung ragt es über den Kopf empor. Es fängt, mit der Helix, nahe am Mundwinkel an, bedeckt, in spitzem Winkel vom Kopfe abstehend, die ganze Seite der Hirnschale und läuft über dem Auge hin bis an die Nasenwurzel, wo es sich mit demjenigen der anderen Seite vereinigt. Die Anthelix erhebt sich als eine Falte, die

nach hinten und außen einen spitzen Winkel bildet, so daß der eine Schenkel desselben nach innen und vorn in die Höhe steigt, der andere in horizontaler Richtung nach innen und vorn bis unter das Auge läuft. In diesem Winkel ist die Oeffnung des Gehörganges enthalten. Die Arme und die Beine sind stark, die Finger lang; die Flughaut ist schmaler als bei den folgenden Geschlechtern. Alle vier Gattungen haben einen Schwanz, der gegen das Ende hin frei ist. In der oberen Kinnlade finden sich zwei, durch einen Zwischenraum von einander getrennte, große Schneidezähne; dann folgt auf jeder Seite ein spitzer, in etwas gekrümmter, und an der Basis breiter Eckzahn, und auf diesen folgen fünf Backenzähne, mit breiter Krone, auf welcher vier bis sechs scharfe Zacken sitzen. Die untere Kinnlade enthält die gleiche Anzahl und die nämliche Art von Zähnen wie die obere, nur sind die Schneidezähne sehr klein, stehen nahe an den Eckzähnen, und fallen, wahrscheinlich von diesen abgestoßen, mit dem Alter aus. Die Zunge hat eine in etwas cylindrische Gestalt, und ist weich anzufühlen.

Bei allen vier Gattungen von *Molossus* zeigt sich ein ähnliches Verhältniß zwischen der Länge des Kopfes und des Rumpfes zusammen genommen und der Flugweite, welches, wenn es bei den übrigen Gattungen dieses Geschlechtes das nämliche seyn sollte, ein Geschlechtskennzeichen abgeben könnte.

Die Länge des Kopfes und des Rumpfes zusammen genommen verhalten sich zu der Flugweite bei:

Nro. 1, wie 1: 4, 736.

bei Nro. 2, wie 1: 4, 645.

bei Nro. 3, wie 1: 4, 769.

bei Nro. 4, wie 1: 4, 787.

Das mittlere Verhältniß wäre also wie 1: 4, 734. Indessen darf ich nicht unbemerkt lassen, daß die Messung der Flugweite in etwas willkürlich ist, und nicht die Genauigkeit zuläßt, welche für die Bestimmung solcher Verhältnisse erfordert wird.

MOLOSSUS LATICANDATUS. Geoff.

(Azara's chauve-souris huitième.)

Die Beschreibung dieser Gattung ist nach einem Männchen verfertigt, da mir kein Weibchen zu Gesichte kam; indessen scheint, nach meinen Beobachtungen bei andern Fledermausarten, in den charakteristischen Kennzeichen kein Unterschied zwischen den beiden Geschlechtern vorhanden zu seyn.

Der Kopf und der Rumpf des *Molossus laticandatus* sind mit kurzen, feinen, weich anzufühlenden Haaren bedeckt, die im Gesichte noch kürzer als an den übrigen Theilen sind. Die Schnauze und das Ohr sind nackt; nur auf seiner hinteren Fläche zeigt das letztere einige wenige und kurze Härchen. Die Extremitäten, der Schwanz und die Flughaut sind ebenfalls nackt, außer bei ihrer Verbindung mit dem Rumpfe wo man noch einige Haare an ihnen wahrnimmt.

Die Farbe des Pelzes ist im Allgemeinen schwärzlichbraun, und geht am Bauche ins bräunlichgraue über. Die Schnauze, die Ohren und die Flughaut sind bräunlichschwarz; eben so die Extremitäten und der Schwanz, deren Farbe jedoch ins fleischrothe fällt.

Die Ohren ragen nicht über den Kopf empor, dehnen sich aber nach hinten aus, so daß sie, zurück gelegt, mit einander das ganze Hinterhaupt bedecken. Der Rand derselben ist ohne Ausschnitt, und stellt einen halben Kreis dar. Beide Ohren vereinigen sich drei und eine halbe Linie hinter der Spitze der Schnauze. Am unteren Ende der Helix befindet sich ein kleines Ohrläppchen, das senkrecht emporsteigt. Die Schnauze ragt beträchtlich über den sehr stumpfen Unterkiefer hervor. Die Oberlippe hat eine Menge senkrechter Runzeln, und hängt auf beiden Seiten, wie bei den Doggen, in etwas über die Unterlippe herab. Die Interkruralhaut, welche an der inneren Seite der hinteren Extremitäten bis zum Fußgelenke herabläuft, hüllt nur die Hälfte des Schwanzes ein und geht

an der anderen Hälfte in einen schmalen Saum über, der auf beiden Seiten bis an die Spitze des Schwanzes reicht. Die Haut der Flügel erstreckt sich gleichfalls bis an den Tarsus.

Die Dimensionen dieser Fledermaus sind folgende:

5// ganze Länge des Thieres; 1// 10// Länge des Schwanzes; 1/ 3// Flugweite.

Ich habe diese Gattung in Tapua, vier Stunden nordöstlich von Asuncion, gefunden. Sie ist selten und lebt in ganz kleinen Familien. Ihr Flug ist mehr ein Flattern, jedoch fliegt sie oft sehr hoch.

MOLOSSUS CÆCUS. mihi.

(Azara's chauve-souris neuvième.)

Die Beschreibung ist nach einem Weibchen gefertigt. Die Farbe und die übrige Beschaffenheit der Haare, so wie ihre Vertheilung und die Farbe der unbehaarten Theile, sind bei dieser Fledermaus die nämlichen wie bei der vorhergehenden Gattung, nur ist ihr Gesicht weniger behaart als bei jener, und die Farbe des Bauches braun statt bräunlichgrau. Die Ohren, wenn sie an den Kopf angelegt werden, bedecken nicht nur die ganze Hirnschale, sondern ragen sowohl nach oben als nach hinten über dieselbe hervor. Beide vereinigen sich ungefähr zwei Linien hinter der Spitze der Schnauze. Die Anthelix ist hier sehr ausgebildet, indem ihr unterer Schenkel sich so weit nach vorn erstreckt, daß das Auge zwischen beiden Schenkeln wie in einer Vertiefung liegt, was auch beim *Molossus ater*, obschon nicht in so hohem Grade, besonders aber beim *Molossus perotis* statt findet. Die Ohrmuschel ist, wie bei den Kammnasen (*Rhinolophus*), wechselweise mit mehreren, quer und einander gleich laufenden, Reifen und Furchen versehen, welche Azara ganz richtig mit denen der Kammmuschel vergleicht. Die Schnau-

ze und der Unterkiefer sind wie bei der vorhergehenden Gattung beschaffen; auch die Oberlippe ist, wie bei jener, gerunzelt. Die Flügelhaut reicht nur bis zur Mitte des Beines; die Interkruralhaut hingegen läuft bis zum Fußgelenke hinab und umgiebt die Hälfte des Schwanzes, dessen andere freie Hälfte rund und ohne häutigen Fortsatz ist.

Die Dimensionen dieser Fledermaus sind:

4'' ganze Länge; 1'' 7''' Länge des Schwanzes; 1' Flugweite; 10''' Breite des Ohres von der Nasenwurzel bis an den hinteren Rand der Helix; 8''' Höhe desselben.

Ich fand diese, nur selten vorkommende, Gattung in der Nähe von Asuncion.

MOLOSSUS CRASSICANDATUS. Geoff.

(Azara's chauve-souris dixième.)

Die Haare dieser Fledermaus sind kurz, dicht stehend, in etwas glänzend, und so zart wie Flaum anzufühlen. Ihre Vertheilung über den Körper ist die nämliche, wie bei den vorhergehenden Gattungen. Im Gesichte, auf dem Kopfe, dem Nacken und dem Rücken haben sie eine röthlichbraune, an der Kehle, dem Halse und dem Bauche eine bräunlichrothe Farbe, die nackten Theile des Thieres sind schwärzlichbraun.

Die Flügelhaut läuft bis an das Fußgelenk hinab. Eben so die Interkruralhaut, welche ungefähr zwei Drittheile des Schwanzes umgiebt und am übrigen Theile auf jeder Seite nur einen schmalen, bis an die Spitze reichenden, Saum bildet. Die Schnauze und die untere Kinnlade sind wie bei den vorhergehenden Gattungen beschaffen; die Oberlippe ist hingegen nicht gerunzelt; auch sind die Ohren, welche sich etwa zwei und eine halbe Linie hinter der Spitze der Schnauze vereinigen, lange nicht

so groß als bei jenen und bedecken kaum die Hirnschale, wenn sie an dieselbe angelegt werden. Die Helix hat oben an ihrem hinteren Rande einen kleinen Ausschnitt. An ihrem unteren Ende befindet sich ein kleines, fleischiges, vorwärtstehendes Ohrläppchen, dessen Rand halbkreisförmig ist.

Da mir diese Fledermaus nur einmal, und in einem Augenblicke wo ich sie nicht messen konnte, in die Hände fiel, so gebe ich hier die von Azara angeführten Dimensionen derselben an:

3¹¹ 6¹¹ ganze Länge; 1¹¹ 4¹¹ Länge des Schwanzes;
10¹¹ 4¹¹ Flugweite.

Azara giebt dieser Gattung nur einen oberen Schneidezahn; sie hat aber deren zwei, wovon der eine bei dem, von jenem Naturforscher beschriebenen Individuum ohne Zweifel ausgefallen oder abgebrochen war.

MOLOSSUS CASTANEUS. Geoff.

(Azara's chauve-souris sixième.)

Die Beschreibung ist nach einem Männchen verfertigt. Obschon sich diese Fledermaus im Baue ihrer Ohren von den anderen Gattungen von Molossus unterscheidet, so glaube ich dennoch dieselbe unter dieses Geschlecht ordnen zu müssen, indem jene Verschiedenheit nicht bedeutend genug ist, um die Aufstellung eines eigenen Geschlechtes zu begründen.

Bei dieser Gattung besteht, wie bei den vorhergehenden, der Pelz aus dicht stehenden, in etwas glänzenden, kurzen und weich anzufühlenden Haaren. Die Ohren, die Flügel- und die Interkruralhaut sind nackt. Die Farbe der Haare ist auf den oberen Theilen des Körpers kastanienbraun, auf den unteren grau; die nackten Theile sind schwärzlichbraun.

Die Schnauze ragt über die abgestumpfte Unterkinnlade hervor. Die Ohren übersteigen nicht die Höhe des

Kopfes, zeigen am Rande keinen Ausschnitt, und laufen, wie bei den übrigen Gattungen von *Molossus*, bis an die Nasenwurzel, ohne sich aber zu vereinigen, indem sie dort durch die, von der Nasenspitze bis zur Stirn sich erstreckende Rinne von einander getrennt werden. Unten sind sie mit einem halbkreisförmigen, vorwärts gerichteten Ohrenlappchen versehen. Die Oberlippe ist glatt, aber auf den Seiten herunterhangend. Die Flügelhaut reicht bis in die Nähe des Tarsus, die Interkruralhaut hingegen bis zum Tarsus und umgibt beiläufig zwei Drittheile des Schwanzes. Die oberen Schneidezähne sind beinahe so lang als die Eckzähne, die unteren aber sind sehr klein und werden, wie es nach Azara's Beschreibung scheint, mit dem Alter von den Eckzähnen verdrängt.

Die Dimensionen dieser Fledermaus sind folgende:

4'' 6''' ganze Länge; 1'' 9''' Länge des Schwanzes;
1' 1'' 2''' Flugweite.

Von allen *Molossus*-arten ist diese die seltenste; ich fand sie in Villa Rica.

Gen. NOCTILIO.

Von dem Geschlechte *Noctilio* habe ich zwei Gattungen in Paraguay gefunden. Ihre gemeinschaftlichen Kennzeichen sind folgende:

Der Kopf ist dick, die obere Kinnlade breiter als die untere und nach vorn abgerundet, während diese mehr spitz zuläuft. Die Nase tritt über die Oberlippe hervor; die Nasenlöcher sehen nach vorn und sind mit einem wulstigen Rande umgeben, auch, wie bei den *Molossus*, durch eine Furche von einander getrennt. Die Oberlippe hängt auf beiden Seiten in etwas herunter. Die Unterlippe hat an ihrer Spitze mehrere, senkrechte Hautfalten. Das Auge ist klein, die Oeffnung der Augenlider sind länglich. Die Ohren sind schmal, eiförmig, zugespitzt, durchscheinend

und mit ihrer Oeffnung nach vorn gerichtet. An ihrem unteren Rande stülpt sich die Helix um und bildet ein kleines, herunter hängendes Ohrläppchen. Der Ohrdeckel ist klein, lanzettenförmig und an seinem Rande gekerbt. Von dem Ohrläppchen läuft eine starke Hautfalte bis zum Mundwinkel. Die Arme sind lang, die Daumen kurz und dick. Die Füße, so wie die Nägel an den Zehen, zeichnen sich durch ihre Größe aus. Der Sporn ist lang und an seiner Basis von oben nach unten zusammen gedrückt. Beide Gattungen haben einen Schwanz. Die Flügelhaut ist schmal, die Interkruralhaut hingegen länger als der Schwanz; sie umschließt also diesen, jedoch so, daß die umgebogene Spitze desselben als ein kleines Knöpfchen aus ihrer oberen Fläche hervorragt. Die Zunge ist muskulos, cylindrisch und mit keinen bemerkbaren Wärzchen besetzt. In der oberen Kinnlade sitzen vier Schneidezähne, von denen die zwei mittleren oder vorderen dreimal so groß als die zwei äußeren oder hinteren, dabei kegelförmig, spitz und nach hinten ausgeschweift sind; die letzteren fallen mit dem Alter aus. Auf sie folgt, nach einem kleinen Zwischenraume, auf jeder Seite ein starker, beinahe drei Linien langer, in etwas nach hinten gekrümmter und hier mit zwei herunter laufenden Furchen, die durch einen Grat von einander getrennt sind, versehener Eckzahn, um den, an der Basis der Krone, eine Leiste in unregelmäßigem Zickzack herumläuft. Dann folgen vier Backenzähne, von denen der erste nach außen eine starke, pyramidenförmige Zacke, nach innen einen kleinen Höcker (talon) hat. Die zwei folgenden Backenzähne haben fünf Zacken und zwei Höcker; drei dieser Zacken stehen am äußeren Rande des Zahnes und zwei in der Mitte desselben; alle fünf sind durch Gräte, die im Zickzack von dem einen zu dem anderen laufen, mit einander verbunden, so daß die Oberfläche der Krone drei halbmondförmige Vertiefungen darbietet. Nach innen erniedrigt sich die Krone und ist mit zwei, neben einander liegenden, Höckern (talons) besetzt. Der vierte Backen-

zahn ist kleiner und mit weniger Spitzen versehen als die zwei vorhergehenden. Alle vier haben drei Wurzeln, von denen zwei hinter einander auf der äusseren, und eine auf der inneren Seite stehen. Die Wurzeln der zwei hintersten Backenzähne steigen bis in die Augenhöhle hinauf. In der unteren Kinnlade befinden sich nur zwei Schneidezähne, auf deren Krone man eine kleine Kerbe bemerkt. Sie stehen, wie in der oberen Kinnlade, vor den Eckzähnen, sind aber durch keinen Zwischenraum von denselben getrennt. Diese letzteren haben die nämliche Form wie in der oberen Kinnlade; nur sind sie in etwas kleiner. Ihre Wurzeln stehen so nahe an einander, daß sie bloß durch eine einfache, durchscheinende, knöcherne Scheidewand gesondert sind. Auf sie folgen, ohne Zwischenraum, auf jeder Seite fünf Backenzähne. Der erste von diesen ist sehr klein, und nur mit einer Wurzel versehen, die inwärts neben der vorderen Wurzel des zweiten Backenzahnes sitzt; so daß man ihn, wenn man die Kinnlade von außen ansieht, nicht wahrnehmen kann. Der zweite Backenzahn hat eine pyramidenförmige Zacke und zwei, neben einander stehende Wurzeln; die übrigen haben zwei starke Zacken auf ihrer äusseren und drei kleinere auf ihrer inneren Seite, welche alle durch Gräte mit einander verbunden sind, und, gleich den oberen Backenzähnen, drei halbmondförmige Vertiefungen in sich schließen; jeder von ihnen hat zwei, hinter einander stehende Wurzeln. An den vier hinteren Backenzähnen läuft, mit Ausnahme ihrer inneren Seite, an der Basis ihrer Krone eine Leiste herum. Am Schedel findet sich ein starker Grat, der von der Nasenwurzel bis an den Lambdaranal des Hinterhauptbeines geht.

NOCTILIO DORSATUS. W. de Wied.

(Azara's chauve-souris cinquième.)

Ich halte Azara's fünfte Fledermaus, deren Beschreibung hier folgt, für identisch mit *Noctilio dorsatus* des

Prinzen zu Wied *), und behalte ihr also den nämlichen systematischen Namen bei.

Der Kopf und der Rumpf ist mit kurzen, feinen, dichtstehenden Haaren besetzt; auch die Ober- und Vorderarme sind, auf ihrer oberen Seite, so wie die Flügelhaut, bei ihrer Verbindung mit den Schultern, in etwas behaart. Im Gesichte und an den Ohren stehen die Haare sehr dünn, und an den übrigen Theilen des Körpers finden sich gar keine.

An dem Kopfe, dem Nacken, dem Rücken, den vorderen Extremitäten und der Flügelhaut ist die Farbe der Haare graulichbraun. Ein weißlichgelber Streifen läuft vom unteren Ende des Nackens über den Rückgrat bis an die Schwanzwurzel hin. Die Kehle, der Hals und der Bauch sind röthlichgelb. Die Ohren, welche eine Länge von ungefähr zehn Linien haben, und die nackten Theile des Körpers sind von bräunlichschwarzer Farbe, die Nägel blafs fleischfarben.

Die Flügelhaut erstreckt sich nur bis an die Mitte des Beines, die Interkruralhaut hingegen, welche beinahe zwei Zoll länger ist als der Schwanz, bis an das Fußgelenk, wo auch ein, über einen Zoll langer, Sporn entspringt.

Die Dimensionen dieser Fledermaus sind:

4'' 4''' Länge von der Spitze der Schnauze bis zum Schwanzende; 10''' Länge des Kopfes: 9 1/2''' Länge des Schwanzes; 1' 9'' 3''' Flugweite.

Zwischen dem Männchen und dem Weibchen findet weder in der Farbe noch in der Gröfse ein Unterschied statt.

Diese Gattung ist nicht selten in Paraguay. Sie bewohnt, oft in großen Gesellschaften, die an den Flüssen und Seen stehenden, hohlen Bäume; zuweilen findet man sie auch unter den Dachbalken von Gebäuden. Ihr Flug ist rasch.

*) Beiträge zur Naturgeschichte Brasiliens, Band II. pag. 218.

NOCTILIO RUBER. mihi.

(Azara's chauve-souris onzième.)

Azara's eilfte Fledermaus wurde bis jetzt in den systematischen Werken unter dem Namen von *Vespertilio ruber* angeführt. Sie gehört aber zum Geschlechte *Noctilio*, wovon sie alle, oben angegebenen, Kennzeichen trägt, wie ich mich durch die Untersuchung mehrerer Individuen von verschiedenem Alter überzeugt habe. Mit *Noctilio leporinus* und *rufus Spix.* hat sie Aehnlichkeit, stimmt aber weder in ihrer Farbe noch in ihren Dimensionen mit einer dieser Gattungen ganz überein.

Ich verwechselte diese Fledermaus anfangs mit *Noctilio dorsatus*, dem sie in ihren äußeren Formen und in ihrem Pelze sehr nahe kommt, so daß ich sie, bei ihrer geringeren Gröfse, für ein junges Individuum jener Gattung hielt. Jedoch unterscheidet sie sich noch von derselben durch folgende, bei ihr beständig vorkommende Kennzeichen:

Die Farbe ist am Kopfe und auf dem Rücken zimmetbraun, am Bauche licht bräunlichgelb; *) der weißlichgelbe Flecken fehlt auf dem Rücken. Die Flughaut erstreckt sich bis an das Fufsgelenk, und der Schwanz erreicht beinahe den Rand der Interkruralhaut, beides Charaktern, die sich bei der vorhergehenden Gattung nicht vorfinden.

Ihre Dimensionen sind folgende:

- 2'' 2''' Länge von der Schnauze zur Schwanzwurzel;
1'' 2''' Länge des Schwanzes; 9'' 11''' Flugweite;
6''' Länge des Ohres.

*) Der französische Uebersetzer von Azara's spanischem Manuscripte hat den Ausdruck *color de canna* durch *couleur de roseau* wieder gegeben. Nun bedeutet aber in Amerika, wo Azara schrieb, *canna* nicht nur jede Art von Rohr, sondern auch den aus dem Saft des Zuckerrohres bereiteten, licht bräunlichgelben, Brantwein, von dem man, wie von den Pomeranzen, den Pistacien u. s. w., die Benennung einer Farbe entlehnt hat.

Diese Fledermaus lebt in Gesellschaft von 20 bis 100 Individuen, an den Ufern der Seen und Flüsse.

Dritte Familie. SANGUINARIA.

Erste Abtheilung. PLANTIGRADA.

Gen. NASUA. Cuati.

Die Kennzeichen dieses Geschlechtes von Plantigraden sind zu bekannt, als daß ich dieselben hier anzuführen brauchte. Hingegen mögen einige Bemerkungen über die Zahl der Gattungen, welche zu diesem, nur in Südamerika sich vorfindenden, Geschlechte gehören, nicht ausser Ort seyn. Azara beschreibt, unter dem systematischen Namen von *Viverra nasua* L., nur eine Art desselben, und spricht bloß beiläufig von einem Cuati, welchen die Einwohner von Paraguay Cuati mondé oder Hægno, d. h. allein gehend, nennen und, wegen seiner Größe und einsamen Lebensart, als eine eigene Gattung ansehen, während er diese Hægnos für sehr alte Männchen seines Cuati hält, die von anderen Männchen aus den Gesellschaften, worin diese Thiere leben, vertrieben und gezwungen sein sollen, allein in den Wäldern herum zu schweifen. Diese Meinung unterstützt er noch durch die Bemerkung, daß er bei einem trächtigen Weibchen des Cuati drei männliche und nur einen weiblichen Fötus angetroffen habe, woraus er den Schluß zieht, daß bei einem solchen Mißverhältnisse der beiden Geschlechter natürlicher Weise Kämpfe zwischen den Männchen entstehen müssen, welche die Flucht und die abgesonderte Lebensart der überwundenen Parthei zur Folge haben.

Gegen diese Meinung läßt sich, auch ohne eigene Beobachtungen, schon das einwenden, daß der Cuati

mondé, der, wie Azara selbst sagt, immer größer und stärker gebaut ist als die in Familien lebenden Männchen, nicht wohl ein, von seinen kleineren und schwächeren Gefährten vertriebenes, Individuum sein kann; und daß Azara aus einem einzigen Falle, wo er mehr männliche als weibliche Jungen sah, zu voreilig auf ein allgemeines Mißverhältniß zwischen beiden Geschlechtern geschlossen hat. Auch findet dieses keineswegs statt; obschon man Gesellschaften von 10 bis 18 Individuen antrifft, unter denen einige Männchen mehr als Weibchen vorhanden sind, so giebt es auf der anderen Seite Familien, wo die Zahl der Weibchen diejenige der Männchen weit übertrifft. Ein sicherer Beweis aber, wie sehr sich Azara in seiner Meinung geirrt hat, ergiebt sich daraus, daß unter den, von mir erlegten, *Cuatis mondés* sich nicht nur männliche, sondern auch weibliche Individuen befanden, und daß ich Junge von diesen einfieng, die ich theils selbst aufzog, theils bei meinen Bekannten aufziehen ließ, und welche alle nach Verfluß von drei Jahren in Farbe, GröÙe und Stärke mit den älteren Individuen übereinstimmten. Da ich zu gleicher Zeit *Cuatis* von denen, welche in großen Gesellschaften leben, aufzog, so konnte ich zwischen diesen und jenen Vergleichen anstellen, die mich gänzlich überzeugten, daß beide nicht nur in ihrer Farbe und GröÙe und zwar schon von Jugend auf, sondern auch in dem Verhältnisse der verschiedenen Theile des Körpers und in ihrer Lebensart von einander abweichen.

Der Prinz zu Wied hat zuerst unter den Namen von *Nasua socialis* und *Nasua solitaria* diese beiden Gattungen von einander unterschieden; da er aber nur ein Individuum von der letzteren zu Gesichte bekommen hat, so führt er dieselbe noch als zweifelhaft an.

Was die, in einigen naturhistorischen Werken aufgeführten Gattungen von *Nasua rufa*, *narica* und *pusilla* betrifft, so sind sie nur Abänderungen der *Nasua socialis*, indem man sie alle, und, wenn man will, noch mehrere,

beinahe in jeder Gesellschaft dieser Gattung nachweisen kann, wie ich unten ausführlicher zeigen werde.

NASUA SOCIALIS. M. de Wied.

Der gesellige Cuati.

Der Pelz des Cuati besteht aus zweierlei Haaren, nämlich aus Wollhaaren und aus Borstenhaaren. Die ersten sind kurz, weich und in etwas gekräuselt; auf dem Rücken und an den Seiten sind sie in größerer Menge als an den übrigen Theilen des Körpers vorhanden; an der unteren Hälfte der vier Extremitäten und im Gesichte fehlen sie beinahe ganz. Ihre Farbe ist durchgehends grau. Die Borstenhaare sind gerade, in etwas steif und nicht sehr weich anzufühlen. Ihre Länge beträgt im Allgemeinen ungefähr einen Zoll; am Schwanze sind sie in etwas länger, im Gesichte und auf den Füßen hingegen kürzer als am übrigen Körper. An der Oberlippe auf beiden Seiten und über den Augen stehen einige, anderthalb bis dritthalb Zoll lange, starke Borsten hervor. Die Spitze der Nase und die Fußsohlen sind nackt.

Die, von den Borstenhaaren abhängende Farbe des Pelzes ist im Gesichte, mit Ausnahme der Stirn, der Lippen und der Unterkinnlade, schwarz. Ein weißer, runder Flecken findet sich über dem Auge, einer am äußern Winkel desselben und zwei, die jedoch zuweilen in einen zusammenfließen, unter dem Auge. Ein weißer Streifen läuft von der Nasenwurzel bis gegen die Mitte der Nase herab. Die Oberlippe, in der Nähe der Mundwinkel, und der ganze Rand der Unterlippe sind weiß. Die Unterkinnlade ist nach vorn schwarz, an beiden Seiten weiß und nach hinten graulichgelb. Das Ohr hat an seiner hinteren Fläche eine bräunlichschwarze, an der vorderen eine graulichgelbe Farbe. Zuweilen trennt diese beiden Farben ein weißer Streifen, der rings am Rande der Ohrmuschel her-

umläuft. Die Stirn und der Scheitel haben eine gelblich-graue, das Hinterhaupt, der Nacken, der Rücken, die Seiten des Rumpfes und die äußere Seite der vier Extremitäten, bis an das Fußgelenk hinab, eine braune Farbe. Die Borstenhaare sind nämlich an den letztgenannten Stellen in ihrer unteren Hälfte röthlichgelb, in der oberen schwarz, so daß eine braune Farbe entsteht, indem das Röthlichgelbe zwischen dem Schwarzen durchscheint. Die Kehle, die untere Seite des Halses und die Brust sind gelblichroth, der Bauch und die innere Seite der vier Extremitäten röthlichgelb, mit einer bräunlichen Schattierung, welche von der schwarzen Farbe der Haarspitzen herrührt. Am Schwanze wechseln 6 bis 7 röthlichgelbe, in etwas ins graue ziehende, Ringe mit eben so vielen schwarzen ab; seine Spitze aber ist immer schwarz. Von der nämlichen Farbe sind die Füße so wie die nackten Theile des Körpers und die Nägel.

Die angegebenen Farbenzeichnungen habe ich besonders bei ganz ausgewachsenen und, nach ihren Zähnen zu schliessen, schon alten Individuen beiderlei Geschlechtes angetroffen, jedoch häufiger bei Männchen als bei Weibchen. Die letzteren, so wie die unausgewachsenen, sowohl männlichen als weiblichen Individuen, haben gewöhnlich auf dem Rücken und an den Seiten des Rumpfes eine ins bräunlichgraue, an der Kehle, dem Halse, dem Bauche und der inneren Seite der vier Extremitäten eine ins weißlichgelbe übergehende Farbe; auch sind die abwechselnden Ringe am Schwanze graulichbraun und weißlichgelb. Es giebt aber bei dem geselligen Cuati noch mehrere Abänderungen. So sah ich drei dieser Thiere, die, mit Ausnahme des Kopfes, der Füße und des Schwanzes, ganz gelblichroth waren, indem die röthlichgelbe Farbe der unteren Hälfte der Haare an der oberen Hälfte nicht ins schwarze, sondern ins gelblichrothe übergieng; nur auf dem Rücken war die äußerste Spitze der Haare noch schwarz gefärbt, was auch demselben eine dunklere

Schattierung als die der übrigen Theile gab. Die Farben des Kopfes waren ganz den zuerst beschriebenen gleich, ausser daß bei einem der drei Individuen der weiße Strich auf der Nase mangelte. Bei allen waren die Füße schwärzlichbraun; der Schwanz hingegen hatte nur bei einem ganze, abwechselnd braune und gelblichrothe, Ringe; bei den zwei anderen war er gelblichroth und zeigte bloß nach oben acht querlaufende Flecken oder Halbringe von brauner Farbe.

Eine andere, nicht selten vorkommende, Abart hat auf dem Rücken und an den Seiten des Rumpfes eine gelblichgraue, am Halse, an der Brust, dem Bauche und der inneren Seite der vier Extremitäten eine graulichgelbe Farbe, und am Schwanze wechseln graue und weißlichgelbe Ringe mit einander ab. Die Schnauze und die Füße sind alsdann bräunlichgrau, und die Nägel gelblichbraun; wobei die weißen Flecken um das Auge und der weiße Streifen auf der Nase nicht ausbleiben.

Endlich trifft man beim Cuati noch einige weniger bedeutende, zum Theile schon berührte, Farbenabänderungen an. So haben die einen nur drei, die anderen vier Flecken um das Auge; bei den einen ist der Streifen auf der Nase breit, bei den anderen sehr schmal, und noch bei anderen fehlt er gänzlich. Auch findet man Individuen, bei denen keine, abwechselnd helle und dunkle Ringe am Schwanze vorhanden sind, sondern wo dieser bloß dunkel gefärbt ist und nur einige querlaufende, helle Flecken oder Halbringe zeigt, welche bald auf der oberen, bald auf der unteren Seite des Schwanzes sitzen.

Diese Farbenabänderungen, denen der Cuati so häufig unterworfen ist, hängen weder vom Erdstriche, in welchem er lebt, noch vom Geschlechte ab, denn man findet immer zwei bis drei derselben in der nämlichen Gesellschaft, und sowohl Männchen als Weibchen von der nämlichen Farbenzeichnung. Selbst bei einem und demselben Wurf habe ich verschieden gefärbte Junge gesehen, und der Prinz zu Wied hat die gleiche Beobachtung gemacht.

Das Alter hingegen hat Einfluß auf die Farbe des Cuati, indem er, wie ich dieses bei meinen zahmen Thieren bemerken konnte, mit jedem Jahre an den oberen und äusseren Theilen des Körpers eine dunklere, an den unteren und inneren eine gelbere oder röthere Schattierung annimmt.

Aus dem Gesagten ergibt sich, daß *Nasua rufa*, Herrn F. Cuvier's Cuati roux, so wie dessen Cuati brun, *Nasua fusca* s. *narica* der systematischen Werke, bloß Abänderungen von *Nasua socialis* sind, welche letztere Herr F. Cuvier unter dem Namen von Cuati brun-foncé beschreibt, mit der Bemerkung, daß dieß vielleicht Azara's Cuati sey. *Nasua pusilla* Geoff. scheint gleichfalls der nämlichen Gattung anzugehören und nur ein ganz junges Individuum zu seyn.

Die Dimensionen eines ausgewachsenen Cuati sind:

- 1' 2'' Länge vom Hinterhaupt bis zur Schwanzwurzel;
- 1' 6'' 4''' Länge des Schwanzes; 6'' Länge des Kopfes;
- 10'' 11''' ungefähr die vordere Höhe; 11'' 9''' ungefähr die hintere Höhe.

Die von Azara angeführten Dimensionen sind nicht vom geselligen Cuati, sondern vom Cuati mondé genommen. Der erstere gelangt nie zu einer solchen Grösse, wie sie Azara angiebt; wenigstens habe ich sie nie so gefunden, obschon mir öfters alte Männchen, mit ganz abgenutzten Zähnen, in die Hände fielen; und sollte auch je ein so großes Individuum vorkommen, so wäre, z. B. die Länge des Schwanzes in einem anderen Verhältnisse zur Länge des Rumpfes, als es von diesem Naturforscher bestimmt wird. Die Länge des Rumpfes nämlich verhält sich beim geselligen Cuati zur Länge des Schwanzes wie 1 zu 1, 3, während sie sich beim Cuati mondé nur wie 1 zu 1, 2 verhält, welche letztere Angabe mit Azara's Dimensionen übereinstimmt.

Hier folgen noch einige Ausmessungen, die ich am Gerippe eines geselligen Cuati, der ein Jahr alt war, gemacht habe.

4'' 0''' Länge des Kopfes; 1'' 9''' größte Breite der Hirnschale; 1'' 9''' deren Höhe; 9'' 3''' Länge der Wirbelsäule bis zum ersten Schwanzwirbel; 1' 0'' 6''' Länge des Schwanzes; 2'' 4''' Länge des Oberarmes; 2'' 6''' Länge des Vorderarmes; 2'' 8''' Länge des Vorderfußes mit den Nägeln; 2'' 9''' Länge des Schenkels; 2'' 10''' Länge des Beines; 3'' 3''' Länge des Hinterfußes mit den Nägeln.

Der gesellige Cuati ist über den ganzen warmen Theil des östlichen Südamerika verbreitet. Er bewohnt in Paraguay, in Gesellschaften von acht bis zwanzig Individuen, alle großen Waldungen, welche er nur zuweilen verläßt, um die denselben nahe gelegenen, einzelnen Baumgruppen, die sogenannten Islas oder Inseln, zu besuchen. Sumpfige Gegenden liebt er nicht; auch scheut er das Wasser, obschon er im Nothfalle kein schlechter Schwimmer ist. Er hat weder ein Lager noch einen bestimmten Aufenthaltsort, und bringt sein Leben sowohl auf den Bäumen als auf dem Boden zu. Den Tag über durchstreift er den Wald, um seine Nahrung zu suchen, wo ihn die Nacht überfällt, da verkriecht er sich entweder in einen hohlen Baum, oder unter Baumwurzeln, die von der Erde entblößt sind, oder er legt sich in eine, von mehreren Aesten gebildete Gabel, und schläft bis der Morgen anbricht. Zuweilen soll er auch die Nacht in Graben zubringen, die mit dichtem Gestrüppe bewachsen sind. Einige frühere Reisende haben ihn für ein nächtliches Thier gehalten, und geglaubt, er grabe sich Höhlen in die Erde, was beides ein Irrthum ist. Seine Nahrung besteht theils aus Thieren, theils aus Früchten. Er stellt den Nestvögeln und den Vögeleiern, den Insekten und ihren Larven, so wie den Würmern nach; zugleich frisst er allerlei Arten von wilden Baumfrüchten.

Wenn sich der Jäger bei seinen Streifzügen durch die Wälder in etwas vorsichtig benimmt, und entweder gar keine Hunde oder dieselben an einem Riemen mit sich führt, so hält es ihm nicht schwer den geselligen Cuati

in seiner Lebensweise, wenigstens auf Augenblicke, zu beobachten. Eine Gesellschaft dieser Thiere zieht zerstreut einher, wobei sie eigene, raube, halbgrunzende, halb pfeifende, Töne von sich geben, so daß man sie gewöhnlich hört, ehe man sie sieht. Sie durchsuchen im Gehen den mit Laub und faulen Aesten bedeckten Boden, und die hohlen Baumstämme, indem sie ihre rüsselförmige Nase in jedes kleine Loch und in jede Spalte hineinstecken. Nie halten sie sich aber lange bei demselben Gegenstande auf, sondern springen von dem einen zum anderen. Haben sie einen Wurm im Boden oder eine Insektenlarve im faulen Holze ausgewittert, so fangen sie sogleich an, mit den Nägeln der Vorderfüße zu scharren und zu graben, bis sie ihre Beute gefunden haben, wobei sie von Zeit zu Zeit die Nase in das gegrabene Loch hinein stecken, ungefähr wie unsere Hunde, wenn sie auf dem Felde den Mäusen nachstellen. Zuweilen sieht man die ganze Gesellschaft plötzlich einen Baum besteigen, den sie schnell durchsucht und eben so geschwind wieder verläßt, um auf einen anderen zu klettern.

Ogleich der Cuati in Gesellschaft lebt, so bemerkt man doch keine Uebereinstimmung in den Handlungen der Individuen, aus denen sie zusammen gesetzt ist. Jedes handelt für sich und bekümmert sich nur insofern um seine Begleiter, daß es dieselben nicht verläßt, wobei die alten Thiere die Leiter der Truppe zu seyn scheinen. Die Mittagsstunden bringt er gewöhnlich schlafend im Gestrüppe oder auf einem Baume zu; so wie aber die größte Hitze vorüber ist, fängt er seine Wanderung von neuem an. Wenn er einen Feind bemerkt, läßt er laute, pfeifende Töne vernehmen und klettert auf einen Baum; steigt man ihm nach oder schlägt nur heftig mit einer Axt an den Stamm, so begiebt er sich auf einen der äußersten Zweige und springt von diesem auf den Boden hinunter. Sonst klettert er vorwärts von den Bäumen herab, indem er die Hinterfüße nach außen und rückwärts dreht und so an

den Stamm anlegt. Von einem Baume zum anderen, gleich den Affen und Katzen, springt er nicht.

Das Weibchen, dessen Tragezeit mir unbekannt ist, wirft im Weinmonat, d. h. im Frühling von Paraguay, drei bis fünf Junge, die es in einem hohlen Baume oder in einer Höhle unter Baumwurzeln, oder auch in einem, mit dichtem Gesträuche bewachsenen, Graben so lange versteckt hält, bis sie ihm auf seinen Streifereien folgen können; dieß geschieht schon einige Wochen nach der Geburt, indem man öfters ganz junge Thiere, die kaum die Schneidezähne haben, unter den Truppen von Cuatis antrifft.

Solche junge Individuen werden häufig in Paraguay eingefangen und gezähmt. Ausgewachsene Cuatis aber lassen sich nicht mehr zahm machen, obschon sie die Gefangenschaft gut ertragen. Der junge Cuati wird mit Milch und Früchten, später auch mit Fleisch aufgezogen, das er eben so gern gekocht als roh frisst. Von den Früchten liebt er besonders die Zucker- und Wassermelonen und von den verschiedenen Fleischarten zieht er das Rindfleisch jedem anderen vor. Aus dem großen Geflügel macht er sich nicht viel, eben so wenig aus Mäusen und Ape-reas, die er jedoch, wenn er vom Hunger geplagt wird, nicht verschmäht. In Fäulniß übergehendes Fleisch ist ihm zuwider. Er ist durchaus nicht fleischgierig; man kann ihn Monate lang ausschließlich mit Pflanzennahrung erhalten, ohne daß dabei seine Gesundheit leidet, und ohne daß er dem Hausgeflügel nachzustellen sucht; ein Beweis, daß er sich im freien Zustande mehr von vegetabilischer Nahrung und von Insekten, als vom Fleische warmblütiger Thiere ernährt. Wasser nimmt er oft und in Menge zu sich, und man darf ihn daran nicht Mangel leiden lassen.

Er wird selten in einem Käfig gehalten; gewöhnlich legt man ihm ein ledernes Halsband an und bindet ihn mit einem Riemen im Haushofe an einen Baum; bei anhaltendem Regenwetter bringt man ihn unter Dach. Man

hat nicht zu befürchten, daß er den Riemen, an dem er angebunden ist, zu zernagen suche.

Obgleich der Cuati in etwas schwerfällig aussieht, so sind seine Bewegungen dennoch rasch. Auf dem Boden geht er entweder im Schritte, oder springt in Sätzen, beides indem er nur die Zehen und nicht die ganze Fußsohle auf die Erde setzt. Das letztere thut er bloß im Ruhezustande, wenn er stille steht, oder, auf die hinteren Beine sich stützend, sitzt. Beim Gehen und Springen trägt er den Schwanz ausgestreckt und aufwärts gebogen. Sein kleines, schwarzes, schweinartiges Auge hat gar keinen Ausdruck. Er sieht nur bei Tage, und auch dann ist sein Gesicht nicht besonders scharf. Sein Geruch und sein Gehör sind dagegen sehr fein, weniger sein Geschmack. In seiner verlängerten Nase besitzt er nicht nur ein Geruchsorgan, sondern auch ein Tastorgan; wenigstens zeigt er eine große Empfindlichkeit in derselben. Im zahmen Zustande giebt er nur dann Laute von sich, wenn er Hunger, Durst oder Langeweile fühlt, oder wenn er erzürnt wird. In den Fällen der ersteren Art sind seine Töne ein unterbrochenes, nicht sehr lautes, quiekendes Pfeifen; wird er aber in Zorn gebracht, so ist dieses Pfeifen stark und anhaltend, wobei er seinen Rüssel nach oben biegt, um besser beißen zu können. Er giebt einen starken, unangenehmen, moschusähnlichen Geruch von sich.

Den größten Theil des Tages über ist der Cuati in unaufhörlicher Bewegung. Die Mittagsstunden und die Nacht bringt er schlafend zu. Ist die Hitze groß, so schläft er der Länge nach ausgestreckt; sonst aber rollt er sich, auf der Seite liegend, zusammen, und versteckt den Kopf zwischen den Vorderbeinen. Wenn man ihm seine Nahrung vorwirft, so ergreift er dieselbe, erst mit den Vordertatzen, dann mit den Zähnen, und entfernt sich von seinem Wärter, so weit es ihm der Riemen erlaubt, an dem er angebunden ist. Das Fleisch zerreißt oder vielmehr zerkratzt er mit den Nägeln der Vorderfüße, ehe er dasselbe frisst. Die Eier zerbeißt er, und lappt

die auslaufende Flüssigkeit vom Boden auf. Das Fleisch der Melonen und der Pomeranzen beißt er von der Schale ab; zuweilen steckt er auch eine seiner Vorderpfoten in dasselbe hinein, reißt ein Stück davon los, und bringt es mit den Nägeln zum Munde. Flüssigkeiten nimmt er lappend zu sich; wobei er die bewegliche Nase so viel als möglich emporstülpt, damit dieselbe nicht das Wasser berühre.

Der Cuati läßt seinen Koth, der einen starken Geruch hat, überall fallen, und beriecht ihn jedesmal. Er nimmt sich übrigens in Acht, sich nicht damit zu beschmutzen; ist er aber, was zuweilen geschieht, am Schwanz mit einem herpetischen, wie es scheint, stark juckenden Ausschlage behaftet oder von Flöhen geplagt, so bringt er mit den Vorderpfoten seinen Koth zwischen die Haare desselben. Zum Harnen duckt das Weibchen den Hintertheil des Körpers in etwas nieder.

Man hat kein Beispiel in Paraguay, daß sich der Cuati in der Gefangenschaft begattet hätte, obschon man Jahre lang Individuen beider Geschlechter bei einander gehalten hat. An den meinigen habe ich nie ein Zeichen des Geschlechtstriebes wahrnehmen können.

Das Alter, welches der Cuati erreichen kann, ist mir unbekannt; nach seinem langsamen Wachsthume zu urtheilen, da er erst am Ende des dritten Jahres ausgewachsen ist, muß dasselbe über zehn Jahre gehen. Das junge Thier wechselt erst im zweiten Jahre die Milchzähne. Diese sind klein und scharf. In der oberen Kinnlade finden sich deren sechzehn, nämlich sechs Schneidezähne, zwei Eckzähne und auf jeder Seite vier Backenzähne, von denen die zwei ersten einzackig sind, der dritte an seinem äußeren Rande drei Zacken, worunter die mittlere die größte ist, am inneren einen Absatz, und der vierte vier Höcker hat. In der unteren Kinnlade findet sich die nämliche Anzahl von Milchzähnen vor, wie in der oberen; auch ihre Gestalt ist dieselbe, nur mangelt dem dritten, dreizackigen Backenzahne der Absatz nach innen,

Der Cuati bedarf in der Gefangenschaft keiner sorgfältigen Behandlung, indem er weder für Wärme, noch für Kälte oder Regen sehr empfindlich ist. Ueberhaupt scheint seine Empfindlichkeit sehr gering zu seyn, wie man aus dem von Azara angeführten Beispiele abnehmen kann; wo sich ein Cuati durch Kratzen mit den Nägeln einen Eytersack am Bauche öffnete, und später die Wunde so vergrößerte, daß er die Därme durch dieselbe herauszog, ohne dabei Schmerz zu äußern. Auch ich sah mehrere dieser Thiere sich durch Kratzen solche Abscesse öffnen, denen sie häufig unterworfen sind.

Der Cuati wird sehr zahm, jedoch ohne für seinen Wärter Vorliebe zu zeigen. Er spielt mit Jedermann, wobei er sich zuweilen wie ein Affe geberdet, und untersucht dann mit seiner Nase jede Oeffnung in der Kleidung der mit ihm spielenden Person. Auch mit seinen Hausgenossen unter den Thieren, wie mit Hunden, Katzen, Hühnern und Enten, lernt er sich gut vertragen und spielt sogar mit den ersteren; nur beim Fressen darf er nicht gestört werden, denn auch der zahmste Cuati beißt Menschen und Thiere, wenn sie ihm seine Nahrung entreißen wollen. Obwohl er, von seinem Riemen losgebunden, selten zu entfliehen sucht, so kann man ihn doch nicht in den Wohnungen herumlaufen lassen, indem er alle Gegenstände mit seiner Nase durchwühlt oder mit seinen Tatzen umwirft.

So zahm er auch sich aufziehen läßt, so hat der Cuati dennoch einen unbändigen Charakter und unterwirft sich keineswegs dem Willen des Menschen. Wenn man ihm irgend einen Zwang anthut, so geräth er in Zorn; selbst durch Schläge läßt er sich nicht zwingen, sondern widersetzt sich herzhast und beißt, so wie er mißhandelt wird, sowohl seinen Wärter als jeden anderen. Wird er so geschlagen, daß er die Uebermacht seines Gegners fühlt, so rollt er sich zusammen und sucht seinen Kopf vor den Streichen zu schützen, indem er denselben an die Brust legt und mit beiden Vorderpfoten bedeckt, was sich dadurch

erklärt, daß der Hauptsitz seines Gefühles in der verlängerten Nase zu sitzen scheint. Gegen Hunde, die ihn angreifen, zeigt er keine Furcht, und vertheidigt sich gegen sie noch muthvoller als gegen den Menschen, wobei ihm seine scharfen zweischneidigen Eckzähne, mit denen er tiefe und gefährliche Wunden beibringt, sehr wohl zu statten kommen. Auch unangegriffen geht er zuweilen auf fremde Hunde los und jagt sie in die Flucht.

Von einem so reizbaren und unbiegsamen Charakter läßt sich nicht viel Gelehrigkeit erwarten; auch kann man den Cuati zu gar nichts abrichten, wozu es ihm übrigens an Intelligenz fehlt, denn es giebt nicht viele Gattungen von Säugethieren, die deren weniger zeigen als der gesellige Cuati. In seinen Handlungen bemerkt man keinen Zusammenhang, und sein Gedächtniß ist schwach; er erinnert sich weder an Wohlthaten noch an Beleidigungen, die er erfahren, so wenig wie an Unfälle, die er sich zugezogen hat. Er kennt daher keine Gefahr, rennt blindlings in dieselbe, und nicht selten zu wiederholten Malen in die nämliche.

Der Cuati wird von den Bewohnern von Paraguay meist nur zur Belustigung gejagt, denn bloß die wilden Indianer benutzen sein Fell und sein Fleisch. Aus dem ersteren werden von ihnen kleine Beutel verfertigt, und das letztere halten sie, besonders wenn es von jungen Thieren herrührt, für einen Leckerbissen. Auch hat es, ordentlich und besser als von den Indianern, die es mehrentheils ohne Salz braten, zubereitet, einen nicht unangenehmen Geschmack, was ein neuer Beweis ist, daß der Cuati sich mehr von Vegetabilien und Insekten als vom Fleische von Säugethieren nährt. Um ihn zu jagen, durchstreift man mit einer Meute die Waldungen, die er bewohnt. So wie man auf eine Bande stößt, flüchtet sich dieselbe unter Geschrei auf die nächsten Bäume, von wo sie leicht herunter geschossen werden. Man muß sie aber so gut treffen, daß sie auf den ersten Schuß fallen, denn sie haben eine nicht geringe Lebenszähigkeit. So wie sie

sich verwundet fühlen, legen sie sich in die Gabel der Aeste. Zuweilen springen sie wieder auf den Boden herab, und suchen entweder durch Laufen zu entfliehen oder einen anderen Baum zu gewinnen. Dann aber werden sie von den Hunden leicht eingehohlt und getödtet, wobei diese nicht selten starke Wunden, besonders am Halse, davon tragen. Die Indianer fangen den Cuati bisweilen auch in Fallen.

NASUA SOLITARIA. M. de Wied.

Der Cuati mondé oder einsame Cuati.

Auch beim einsamen Cuati besteht der Pelz theils aus Wollhaaren, theils aus Borstenhaaren. Die Wollhaare sind, wie beim geselligen Cuati, grau. Die Farbe der Borstenhaare, die zwei bis drei Linien länger sind als bei der ersteren Gattung, ist im Gesichte größtentheils schwarz. Ueber, hinter und unter dem Auge findet sich ein kleiner, runder, graulichweißer Flecken. Der weiße Streifen auf der Nase, der für den geselligen Cuati bezeichnend ist, fehlt hier immer. Die untere Kinnlade ist an ihrer Spitze schwarz, auf den Seiten weiß. Die Ohren sind schwarz, mit Ausnahme des Randes, welcher graulichschwarz ist. Auf dem Kopfe, dem Nacken, dem Rücken, so wie an den Seiten des Rumpfes und an der äußeren Seite der vier Extremitäten, bis nahe an das Fußgelenk hinab, haben die Borstenhaare in ihrer unteren Hälfte eine graue Farbe, welche höher in die braune, und an der Spitze in die citronengelbe übergeht. Der Pelz ist daher an diesen Theilen, je nach der Stellung, die das Thier annimmt, bald gelblichbraun, bald bräunlichgelb. An der Kehle, dem Halse, der Brust, dem Bauche und an der inneren Seite der vier Extremitäten sind die Borstenhaare ebenfalls in ihrer unteren Hälfte grau, in der oberen hingegen röthlichgelb. Am Schwanze wechseln

sieben bräunlichgelbe mit eben so vielen schwärzlichbraunen Ringen ab, welche letztere Farbe auch die Spitze des Schwanzes einnimmt. Die Füße und die Beine in der Nähe des Fußgelenkes sind schwarz. Von der gleichen Farbe sind die nackten Theile des Thieres, nämlich die Spitze des Rüssels und die Fußsohlen.

Farbenabänderungen, wie man sie so häufig beim geselligen Cuati antrifft, habe ich beim Cuati mondé nie beobachtet. Alle Individuen, die ich sah, trugen die oben angegebenen Farben, und zwischen den Männchen und den Weibchen, so wie zwischen den Jungen und den Alten, war kein Unterschied zu bemerken.

Folgendes sind die Dimensionen eines dreijährigen Cuati mondé :

- 1' 5" Länge vom Hinterhaupte bis zur Schwanzwurzel;
- 1' 9" Länge des Schwanzes; 6" 2''' Länge des Kopfes;
- 1' ungefähr die mittlere Höhe.

Man sieht hieraus, daß der Cuati mondé einen verhältnißmäßig kürzeren Schwanz hat, als der gesellige Cuati; auch der bewegliche Theil der Nase, oder der Rüssel, ist beim ersteren weder so spitz zulaufend, noch so lang, wie beim letzteren. Seine Zähne hingegen sind weit aus stärker als beim geselligen Cuati, eine Verschiedenheit, die man schon an den Milchzähnen wahrnimmt, zum Beweise, daß der Cuati mondé eine eigene Gattung und nicht bloß ein altes, einsam lebendes, Individuum des geselligen Cuati ist. Im übrigen sind beide Gattungen in ihrer Gestalt, Haltung und ihren Bewegungen einander ganz ähnlich.

Der einsame Cuati hat das nämliche Vaterland, wie der gesellige; nur ist er, in Paraguay wenigstens, nicht so weit gegen Süden verbreitet, wie der letztere. In Paraguay bewohnt er das Innere der großen Urwälder, die er nicht verläßt. In kleinen Gehölsen trifft man ihn nie an, und selten am Saume der Waldungen. Seine Lebensart ist von derjenigen des geselligen Cuati besonders darin verschieden, daß er den größten Theil des Jahres

hindurch einzeln, und, nach der Aussage einiger Jäger, in einem bestimmten Reviere lebt; bei der Annäherung des Frühlings aber, im Augstmonat oder Herbstmonat, wo die Begattungszeit eintritt, suchen sich die beiden Geschlechter auf. Sie müssen jedoch nur kurze Zeit bei einander bleiben, denn es ist eine Seltenheit, wenn man Männchen und Weibchen zusammen antrifft. Die Tragezeit des letztern ist mir unbekannt. Es wirft zwei bis vier Junge, die es in einem hohlen Stamme oder in einer Grube unter Baumwurzeln so lange versteckt hält, bis sie ihm zur Aufsuchung der Nahrung folgen können. Dann aber verläßt es dieselben bald, so daß ich schon gegen das Ende des Christmonats auf junge Cuatis mondé stiefs, welche allein und ohne ihre Mutter in den Wäldern herumstreiften.

Der einsame Cuati gräbt sich eben so wenig Höhlen als der gesellige; hingegen soll er ein oder mehrere Lager haben, wo er die Nacht zubringt, denn auch er ist kein nächtliches Thier, sondern er durchstreift den Tag über die Waldungen, um seine Nahrung zu suchen. Diese besteht aus Baumfrüchten, Insekten, Würmern, Vögeleiern und jungen Vögeln. Ob er auch ganz kleinen Säugethieren, wie Mäusen u. s. w., nachstellt, ist mir unbekannt. Es ist äußerst selten, daß man ihn auf seinen Wanderungen beobachten kann; jedoch bemerkte ich, daß er im Aufsuchen seiner Nahrung weit langsamer zu Werke geht als der gesellige Cuati, und nicht, wie dieser, rasch von einem Gegenstande zum anderen springt, einen Baum schnell besteigt und ihn eben so schnell wieder verläßt, um sich auf einen anderen zu begeben. Diefs ruhigere Betragen hat ohne Zweifel darin seinen Grund, daß er bei seiner einsamen Lebensart nicht zu befürchten hat, seine Gefährten möchten ihm in Auffindung der Nahrung zuvorkommen; wenigstens ist er in der Gefangenschaft, wenn andere Thiere in seiner Nähe sind, weit rascher im Ergreifen seiner Nahrung als wenn er allein ist. Uebrigens habe ich in der Art, wie er Würmer und

Insekten auf dem Boden und im faulen Holze aufsucht, oder die Bäume besteigt und von ihnen wieder herab klettert, zwischen ihm und dem geselligen Cuati keinen Unterschied finden können.

Da der Cuati mondé lange nicht so häufig vorkommt als die vorhergehende Gattung, und bei seiner abgeschiedenen Lebensart und seinem Aufenthalte im Innern der großen Waldungen, nur zufälliger Weise jung eingefangen wird, so trifft man in Paraguay selten ein zahmes Individuum davon an. An den wenigen, welche ich besaß, habe ich die nämlichen Beobachtungen gemacht, wie an dem geselligen Cuati, so daß alles, was ich vom zahmen Zustande des letzteren gesagt habe, auch auf den ersteren paßt. Jedoch zeigt der einsame Cuati einen höheren Grad von Intelligenz als der gesellige, indem sein Gedächtniß stärker ist, und seine Aufmerksamkeit längere Zeit auf einen Gegenstand kann gerichtet werden. Er unterscheidet daher seinen Wärter sehr gut, und läßt sich von ihm mehr als von anderen Personen gefallen; auch erinnert er sich an Beleidigungen, besonders wenn sie ihm von Thieren, wie von Hunden, zugefügt werden, und sucht dieselben später, oft auf eine sehr hinterlistige Art, zu rächen. Man ist daher zuweilen gezwungen ihm die Eckzähne abzußeilen. Er läßt sich von seinem Wärter zu allerlei Künsten abrichten, wobei er aber sehr sanft muß behandelt werden. So sah ich einen Cuati mondé, der auf den Befehl seines Herrn gleich einem Pudel aufwartete, und dann auf den, mit dem Munde nachgeahmten, Knall eines Gewehres wie todt zu Boden fiel u. s. w.

Das Fell und das Fleisch dieses Cuati werden nur von den wilden Indianern benutzt. Da er, so wie die vorhergehende Gattung, für den Menschen ganz unschädlich ist, so stellen ihm die übrigen Bewohner von Paraguay nur dann nach, wenn sie während der Jagd von größeren Thieren zufällig auf ihn stoßen. So wie er sich verfolgt sieht, besteigt er einen Baum, von wo ihn der Jäger leicht herabschießt. Sind ihm aber die Hunde schon zu

nahe, als daß er noch einen Baum erreichen könnte, so bietet er ihnen die Spitze und vertheidigt sich, wüthend und unter stetem Geschrei, mit seinen Zähnen gegen ihre Angriffe, wobei er eine große Gewandheit, sich nach allen Seiten zu drehen und dem Feinde zu begegnen, zeigt. Ein einzelner Jagdhund, von gewöhnlicher Größe und Stärke, kann ihm nichts anhaben, und es müssen schon ihrer mehrere sein um ihn zu überwältigen. Sie kommen aber auch dann nur selten ohne starke Verletzungen aus einem solchen Gefechte. So machte uns ein alter Cuati mondé, in einem Augenblicke, von drei, zwar nicht abgerichteten Hunden, zwei unbrauchbar, indem er dem herzhaftesten durch einen Biß in die Kehle eine Carodite öffnete, und dem zweiten, der vor ihm fliehen wollte, eine der Achillessehnen durchbiß.

Außer dem Menschen mögen sowohl dieser als der vorhergehende Cuati nur noch die drei größeren, in Paraguay vorkommenden, Katzenarten zu Feinden haben.

Gen. PROCYON. G. Cuv.

PROCYON CANCRIVORUS. Geoff.

Der Aguarapopé.

Aguarapopé bedeutet in der Guaranischen Sprache Aguara oder Fuchs mit niedergedrückter oder flacher Hand, ein Name, welcher diesem Thiere ohne Zweifel wegen seiner nicht geringen Aehnlichkeit mit dem Fuchse und wegen seiner Fähigkeit, den ganzen Fuß auf die Erde zu setzen, von den Indianern gegeben wurde.

Azara hält den Aguarapopé für identisch mit dem, zum nämlichen Geschlechte gehörenden und schon längst bekannten, nordamerikanischen Waschbär, und legt ihm dessen früheren systematischen Namen, *Ursus lotor*, bei,

obschon er am Ende seiner Beschreibung die Verschiedenheiten, welche in der Farbe, der Gestalt und den Sitten beider Thiere statt finden, sehr richtig aufzählt.

Der Pelz dieses Plantigraden besteht theils aus Wollhaaren, theils aus Borstenhaaren. Die ersteren stehen dicht in einander, haben nur die halbe Länge der Borstenhaare und sind von grauer Farbe. Die letzteren fühlen sich nicht sehr weich an, sind im Allgemeinen etwas über einen Zoll lang und stehen in einem schiefen Winkel vom Körper ab. Im Gesichte, mit Ausnahme einiger langen Borsten um den Mund herum, und an den Ohren haben sie eine geringere Länge als am übrigen Körper. Der Rücken der Füße ist bloß mit einzelnen, kurzen Härchen besetzt; die Sohlen und die Spitze der Nase sind ganz nackt.

Die Farbe der Borstenhaare ist an dem oberen Theile und an den Seiten des Kopfes graulichschwarz, um die Augen herum schwarz. Ueber diesen findet sich, gleich einer Augenbraune, ein schmaler, weißer Streifen, und hinter dem äußeren Winkel derselben ein kleiner, weißer Flecken, welchen der Prinz zu Wied in seiner Beschreibung übergangen hat. Der Mund ist gleichfalls weiß eingefaßt. Das Ohr hat auf seiner hinteren Seite eine schwarze, auf seiner vorderen eine graulichweiße Farbe. Die Kehle, der Hals, die Brust und der Bauch sind gelblichweiß. An den übrigen Theilen des Rumpfes und an den vier Extremitäten, bis zum Fußgelenke hinab, sind die Borstenhaare im allgemeinen gelblichgrau, mit einer schwarzen Spitze. Diesen Haaren sind aber auch, zumal auf dem Rücken, beinahe ganz schwarze, an anderen Theilen ganz gelblichgraue beigemischt, woraus eine dunkel gelblichgraue Schattierung entsteht. Der Schwanz ist schwarz und hat, von der Wurzel bis zu seinem letzten Drittheile, drei bis vier gelblichweiße Ringe. Die nackten Theile des Körpers sind schwarz.

Diese Beschreibung ist von einem ausgewachsenen, männlichen Individuum genommen, das ich bei eintre-

tendem Winter, zur Zeit also wo die mehrsten Säugethiere in Paraguay so eben ihre abgeschossenen Sommerhaare gewechselt haben, erlegte. Zwischen dem Männchen und dem Weibchen trifft man keinen merklichen Unterschied an, außer daß bei dem letzteren die gelblichweiße Farbe an den unteren Theilen des Rumpfes eine größere Ausdehnung hat. Was die allfälligen Farbenabänderungen betrifft, so habe ich zu wenige Individuen gesehen, um zu erfahren, ob sich deren beim Aguarapopé vorfinden.

Die Dimensionen des Männchens, dessen Farbe ich oben angegeben habe, waren folgende:

2' 6''' von der Spitze der Schnauze bis zur Schwanzwurzel; 1' 2'' 3''' Länge des Schwanzes; 6'' Länge des Kopfes; 1' 2'' bis 1' 3'' mittlere Höhe, wenn das Thier im Gehen ist.

Man sieht aus diesen Angaben, daß die Farben des *Procyon cancrivorus* und des *Procyon lotor* zwar im Allgemeinen einander ähnlich sind, wie dieß nicht selten bei den verschiedenen Gattungen eines Geschlechtes der Fall ist, daß sie aber, wenn man die einzelnen Theile vergleicht, wesentlich von einander abweichen. Auch das Größenverhältniß der verschiedenen Theile des Körpers ist beim Aguarapopé nicht das nämliche wie beim Waschbären, indem, zum Beispiele, der Schwanz beim ersteren in etwas länger ist als beim letzteren. Ferner hat der *Procyon cancrivorus*, wie schon vom Prinzen zu Wied *) bemerkt ward, in etwas kürzere Ohren, höhere und schlankere Beine und kürzere Nägel als der *Procyon lotor*. Im Zahnbaue hingegen sind beide einander gleich.

Der Aguarapopé kommt in dem ganzen, warmen Theile von Südamerika, der östlich von den Anden liegt, vor. Sein Aussehen ist dasjenige des bekannten Waschbären von Nordamerika; nur ist dasselbe weniger plump als bei diesem. Seine Bewegungen sind vielmehr leicht und ge-

*) Beiträge zur Naturgeschichte Brasiliens, Band II. Seite 301.

fällig, sein Blick ist sanft, sein Auge, dessen Pupille rund ist, leuchtet bei Nacht. Durch das helle Tageslicht wird er geblendet; am besten sieht er bei sternenheller Nacht. Sein Geruch ist scharf, eben so sein Gehör. Seinen Rüssel gebraucht er, gleich den Cuatis, nicht selten als Tastorgan.

Er bewohnt in Paraguay, wo er übrigens selten ist, die Wälder, welche an den großen Sümpfen und an den niedrigen, leicht überschwemmbarcn Ufern der Flüsse, der Ströme und der Seen liegen. In erhabenen, trockenen Gegenden, so wie auf offenem Felde, soll man ihn nie antreffen. Den Wohnungen der Menschen nähert er sich nur selten. Er ist ein nächtliches Thier, das den größten Theil des Tages schlafend zubringt und gewöhnlich erst mit einbrechender Dämmerung seiner Nahrung nachgeht. Er hat ein bestimmtes Lager, meist in einem hohlen Baume, zu dem er jeden Morgen zurückkehrt; jedoch soll er, nach der Versicherung einiger Jäger, den Tag zuweilen in dem dichten Gesträuche, welches auf den trockneren Stellen der Sümpfe wächst, zubringen. Seine Nahrung besteht aus Nestvögeln, Vogeleiern, einer Krabbenart, welche sich häufig längs dem Paraguayastrome findet, aus Früchten, und wahrscheinlich auch aus Insekten und Würmern; wenigstens glaube ich Ueberreste von solchen in seinem Magen gefunden zu haben.

Im freien Zustande habe ich den Aguapopé nie beobachten können. Die zwei einzigen Individuen, welche ich zu verschiedenen Zeiten selbst erlegt habe, schofs ich von einem Baume herab, den sie, von meinen Hunden aus ihrem Lager aufgescheucht, bestiegen hatten. Ein anderes sah ich bedächtig über den tiefen Schlamm eines Sumpfes hinwaten, wo es mir unmöglich war dasselbe zu verfolgen. Einige alte Jäger versicherten mich, daß man den Aguapopé nur gegen den Frühling hin paarweise antrefte, und daß er den übrigen Theil des Jahres hindurch allein lebe. Das Weibchen soll im Frühjahre, d. h. im Weinmonate oder Wintermonate, zwei bis vier Junge werfen, die es in einem hohlen Baumstamme aufzieht.

Da der Aguarapopé, wie gesagt, in Paraguay nur selten vorkommt, so ist es ein, nicht leicht sich ereignender, Zufall, wenn man auf Junge von ihm stößt. Ich habe mir nie, weder auf meinen Jagden, noch vermittelst der Bemühungen meiner Bekannten unter den Jägern, einen Säugling dieser Thiergattung verschaffen können. Jedoch sah ich in der Nähe von Villa-Rica bei einem Landmanne zwei Individuen, welche schon drei Jahre alt waren, und beobachtete sie beinahe während zwei Monaten fast täglich. Sie waren äußerst zahm, und spielten sogleich mit jedem, der ihnen einige Liebkosungen machte. Auch mit den Hausthieren vertrugen sie sich sehr gut, zeigten aber weder für irgend eine Person noch für irgend ein Thier eine besondere Vorliebe. Man hielt sie angebunden in einem kleinen Verschlage im Haushofe. Hier brachten sie, zusammen gerollt und den Kopf mit den Vorderbeinen bedeckt, den größten Theil des Tages schlafend zu. Gegen Abend wachten sie auf und suchten nach ihrer Nahrung. Wir ließen sie um diese Zeit öfters im Hofe frei herumlaufen, ohne daß sie den anderen Hausthieren irgend einen Schaden zufügten. Sie begnügten sich damit alle Gegenstände mit ihrer rüßelförmigen Nase zu berühren und diese in jede Spalte und jedes Loch zu stecken. Dabei giengen sie im Schritte oder im Trabe oder sie galoppirten in Sätzen, und traten bei allen diesen Bewegungen nie mit der ganzen Fußsohle auf. Zuweilen richteten sie sich, wie die Bären, auf den Sohlen der Hinterfüße stehend, in die Höhe, vermochten sich aber nicht lange in dieser Stellung zu halten. Den Schwanz trugen sie, auch im schnellsten Laufe, nach hinten und unten gerichtet.

Sie wurden mit Rindfleisch, gekochten Maniocwurzeln und Früchten ernährt. Gleich dem Waschbären nahmen sie zuweilen ihre Nahrung zwischen die beiden Vordertatzen, denn mit einer Tatze allein konnten sie nichts ergreifen, drückten oder rollten dieselbe zwischen den Fußsohlen zusammen und brachten sie erst dann zum Munde

nie aber habe ich, so wenig wie der Eigenthümer der Thiere, gesehen, daß sie, wie es der Waschbär thut, die Speisen ins Wasser getaucht hätten, obschon solches immer in ihrer Nähe vorhanden war. Flüssigkeiten nahmen sie lappend zu sich, und tranken oft, aber nie viel auf einmal.

Laute hörte ich sie keine von sich geben, aufser einer Art von Knurren, wenn man sie beim Fressen störte, was man übrigens so wenig als möglich thun muß, da sie leicht in heftigen Zorn gerathen und dann um sich beißen. Ihr Koth und ihr Urin hatten einen starken, stinkenden Geruch, eben so ihr Fell. Obgleich die zwei Individuen von verschiedenem Geschlechte waren, so sollen sie doch, wie mir der Eigenthümer versicherte, nie ein Zeichen von Geschlechtstrieb gegeben haben. Sie schienen nicht viel mehr Intelligenz zu besitzen als der gesellige Cuati, waren jedoch in ihren Handlungen nicht so unbedachtsam und zeigten in etwas mehr Gedächtniß wie der letztere; auch achteten sie auf den Ruf ihres Wärters und sprangen diesem entgegen, wenn sie nicht etwa mit einem Gegenstande beschäftigt waren, der ihre Aufmerksamkeit besonders erregte. Indessen unterwarfen sie sich dem Willen des Menschen nur in so fern, als derselbe ihren eigenen Neigungen nicht widersprach; war aber dieses der Fall, so widersetzten sie sich hartnäckig und machten nicht selten, wenn man sie zwingen wollte, Gebrauch von ihren Zähnen.

Das Fell und das Fleisch des Aguarapopé werden bloß von den wilden Indianern benutzt. Die übrigen Einwohner von Paraguay suchen ihn daher nie in seinen Schlupfwinkeln auf, da er ihnen keinen Schaden zufügt, und jagen ihn bloß, wenn sie der Zufall in seine Nähe führt. So wie er sich verfolgt sieht, klettert er, wenn er sich eben im Walde befindet, auf einen Baum, wo er dem Jäger zur leichten Beute wird. Ist er aber nahe bei einem Sumpfe, so entflieht er schnell über den unsicheren Moorgrund hin, wo ihm kein Hund folgen kann, und versteckt

sich in dem niedrigen Gesträuche, das denselben stellenweise bedeckt. Wird er auf trockenem Boden von den Jagdhunden eingeholt, so soll er sich muthvoll gegen sie vertheidigen, ohne ihnen jedoch so gefährliche Wunden beizubringen wie es die Cuatis thun.

Gen. GULO. Storr.

Yaguapé.

Zwei Gattungen von reissenden Thieren, die in Paraguay vorkommen, und beide zum Geschlechte Gulo, Vielfraß, gezählt werden, haben, ihrer niedrigen und zugleich breiten Gestalt wegen, von den Guaranis-Indianern den gemeinschaftlichen Namen Yaguapé, d. h. niedergedrückter Hund, erhalten. In der spanischen Sprache werden sie Uron oder Wiesel genannt. In der That vertreten sie in ihrem Vaterlande die Stelle unserer Wiesel und Marder, finden sich aber, in Paraguay wenigstens, in weit geringerer Anzahl, als jene in Europa.

Beide Gattungen, von denen man die größere mit dem systematischen Namen, Gulo barbarus, und die kleinere mit dem Namen, Gulo villatus, belegt hat, stimmen zwar in den meisten generischen Kennzeichen mit den übrigen Gattungen von Gulo überein, weichen aber in dem Baue ihres Gebisses von demselben ab, wie ich bei der Beschreibung dieser Thiere zeigen werde.

GULO BARBARUS. Desm.

(*Mustela barbara*. L.)

Der Gulo barbarus ist schon von mehreren Reisenden unter den Namen Taira, grand faret, Hyare u. s. w.

richtig genug beschrieben worden, daß ich mich hier über seine Gattungskennzeichen nur kurz zu fassen brauche.

Sein Pelz ist dicht und besteht aus Wollhaaren sowohl als Borstenhaaren. Jene finden sich vorzüglich am Rumpfe und an der oberen Hälfte der vier Extremitäten vor. Sie sind kurz und von grauer Farbe. Die Borstenhaare sind in etwas steif, rauh anzufühlen und schwach glänzend. Ihre Länge beträgt am Rumpfe etwa einen Zoll, am Schwanze gegen anderthalb Zoll. An den Extremitäten, wo nur die drei vorderen Vierteltheile der Fußsohlen keine Haare haben, sind sie lang genug, um die Nägel beinahe ganz zu verbergen. Das Gesicht hingegen ist kurz behaart; bloß um den Mund herum und über jedem Auge stehen einige lange Borsten. Die Nasenspitze ist nackt.

Die Farbe des Pelzes ist am Rumpfe, den vier Extremitäten und am Schwanze bräunlichschwarz. Das Gesicht ist blaß bräunlichgrau, der übrige Theil des Kopfes, der Nacken und die Seiten des Halses sind bald aschgrau, bald gelblichgrau. Die Farbe des Ohres zieht sich in etwas ins röthlichgelbe. An der unteren Seite des Halses endlich findet sich ein großer röthlichgelber Flecken. Die langen Borsten im Gesichte und die nackten Theile des Körpers sind bräunlichschwarz.

Bei beiden Geschlechtern ist die Farbe des Pelzes die nämliche. Abänderungen finden sich bei diesem Vielfraße nur in so fern vor, daß die Farbe des Kopfes und des Nackens bald heller, bald dunkler und der Flecken am Halse zuweilen gelblichweiß angetroffen wird.

Da ich die Dimensionen, welche ich an einem vollkommen ausgewachsenen Individuum gemessen hatte, nicht mehr besitze, so verweise ich hierüber meine Leser auf die Angabe von Azara und des Prinzen zu Wied, und gebe hier bloß die Dimensionen des Gerippes von einem etwa zehn Monate alten *Gulo barbarus* an:

3'' 6''' Länge des Schedels; 1'' 8''' größte Breite der Hirnschale; 1'' 10''' Höhe des Schedels; 9'' 9''' Länge der Wirbelsäule bis zum ersten Schwanzwirbel;

7'' 6''' Länge des Schwanzes; 2'' 4''' Länge des Oberarmes; 2'' 7''' Länge des Vorderarmes; 2'' 6''' Länge des Vorderfusses mit den Nägeln; 2'' 10''' Länge des Schenkels; 2'' 6''' Länge des Beines; 3'' 2''' Länge des Hinterfusses mit den Nägeln.

Die Gestalt dieses Vielfrasses ist derjenigen unseres Marders ähnlich; nur ist beim ersteren der Kopf im Verhältnisse zum übrigen Körper gröfser und die Schnauze runder als beim letzteren. Die Oeffnung der Augenlieder ist rund, das Auge klein, schwarz und glänzend, die Pupille rund. Die Ohren sind kurz, nach oben abgerundet und am Kopfe anliegend. Der Hals ist muskulös, lang und beinahe so dick als der Kopf. Die Extremitäten sind kurz, aber äufserst kräftig, die Nägel zusammen gedrückt und in etwas krallenförmig; die Zehen sind bis gegen das letzte Gelenk hin durch eine Haut verbunden. Der Gang des Vielfrasses ist der nämliche wie beim Marder, blofs in etwas schwerfälliger, da er beinahe mit der ganzen Sohle auftritt.

Die von Azara gelieferte Abbildung desselben ist nicht ganz richtig, indem der Kopf zu klein und der Schwanz zu lang dargestellt sind.

Die Zahl und die Gestalt der Zähne sind beim ausgewachsenen Thiere so beschaffen, wie sie der Prinz zu Wied, nicht aber wie sie Azara angiebt. Es finden sich nämlich in der oberen Kinnlade sechs Schneidezähne, von denen die zwei äufseren gröfser als die vier mittleren und in ihrer Form Eckzähnen ähnlich sind. Auf sie folgen, nach einem kleinen Zwischenraume, zwei starke, in etwas rückwärts gebogene, jedoch auf ihrer inneren Seite schwach ausgeschweifte Eckzähne, und dann auf jeder Seite vier Backenzähne. Die zwei ersten von diesen sind einzackig; der dritte hat drei, hinter einander stehende Zacken, von denen die mittlere die gröfste ist, und einen Absatz, talon, mit einem Höcker nach innen; der vierte endlich ist mit zwei Höckern nach aufsen und mit einem, weit nach innen laufenden, einhöckerigen Absatze versehen.

In der unteren Kinnlade sind gleichfalls sechs Schneidezähne und zwei Eckzähne vorhanden, von denen die letzteren sich unmittelbar an die ersteren anschließen. Hinter ihnen aber befindet sich, zur Aufnahme der oberen Eckzähne, ein kleiner leerer Raum, und dann folgen auf jeder Seite fünf Backenzähne. Von diesen ist der erste klein und an seiner Krone abgerundet; der zweite und der dritte haben jeder eine, fast pyramidenförmige, Zacke, die seitwärts in etwas zusammen gedrückt ist. Der vierte Backenzahn hat drei, hinter einander stehende Zacken, von denen die mittlere die größte ist, und an der inneren Seite dieser Zacke einen ganz kleinen, einzackigen Absatz. Die Krone des fünften, sehr kleinen, Backenzahnes ist platt und beinahe ohne Unebenheiten.

Die Milchzähne bestehen, in beiden Kinnladen, aus sechs Schneidezähnen und zwei Eckzähnen, die den bleibenden Zähnen ihrer Art gleich, nur kleiner und spitzer wie diese, sind, und aus sechs Backenzähnen. Von den letzteren kommt, in der oberen Kinnlade, der erste mit dem ersten, der zweite mit dem dritten und der dritte mit dem vierten, in der unteren Kinnlade der erste und der zweite mit dem ersten und dem zweiten, und der dritte mit dem vierten der bleibenden Backenzähne in ihrer Gestalt überein.

Der Zahnwechsel geht gegen das Ende des ersten Jahres vor sich. Ich habe darüber nur die einzige Beobachtung machen können, daß zugleich mit den neuen Schneidezähnen auch der vierte untere Backenzahn hervortritt.

Aus allen diesen Angaben über den Zahnbau des *Gulo barbarus* in seinen verschiedenen Altersperioden, erhellt, daß Azara bei der Beschreibung desselben das eine Mal ein junges Individuum vor sich hatte, welches eben im Wechseln der Zähne begriffen war, und daß er sich das andere Mal irrte, als er für die untere Kinnlade zwölf, statt zehn, Backenzähne angab.

Der Darmkanal dieses Vielfrasses ist kurz und ohne eine Spur von Cæcum. Der Magen ist häutig und zeigt

wenige Muskelfasern. Der Gallengang mündet sich nahe unter dem Pylorus aus. Die Harnblase ist muskulös. In der Ruthe des Männchens findet sich ein, beinahe drei Zoll langer, Knochen, an dessen vorderem Ende ein halbmondförmiger, biegsamer Knorpel, in horizontaler Richtung, sitzt. Die Oeffnung der Harnröhre liegt nicht an der Spitze der Ruthe, sondern auf der unteren Seite derselben, etwa vier Linien von der Spitze entfernt. Die Hoden befinden sich nahe am After, unmittelbar unter der Haut und ohne in einen eigentlichen Hodensack gehüllt zu seyn. Zwischen den Hinterschenkeln bemerkt man eine querlaufende Hautfalte, in deren Tiefe einige, ganz kleine Drüsen sitzen.

Der *Gulo barbarus* scheint über den ganzen warmen Theil von Südamerika, östlich von den Anden, verbreitet zu seyn. In Paraguay kommt er zwar nicht sehr häufig vor; weniger selten hingegen ist er auf dem rechten Ufer des Paraguaystromes, in Groß-Chaco, dessen wilde Bewohner ihn zuweilen nach Asuncion zum Verkaufe bringen. Er hält sich theils in Feldern, die mit hohem Grase bewachsen sind, theils in dichten Waldungen auf; dort dient ihm die verlassene Grube eines Tatu (*Dasypus*), hier ein hohler Baumstamm zum Lager. Er ist nichts weniger als ein bloßes nächtliches Thier, wofür ihn, Azara ausgenommen, die Reisebeschreiber, die seiner erwähnen, gehalten haben. Erst, wenn der Morgen bald anbricht, geht er auf Raub aus und verweilt, besonders bei bedecktem Himmel, bis gegen Mittag auf seinen Streifereien. Ich habe ihn auf meinen Reisen ins nördliche Paraguay noch um elf Uhr am Saume der Wälder gesehen, wie er den *Apereas* nachstellte. Während der großen Tageshitze aber zieht er sich in sein Lager zurück, und verläßt dasselbe erst wieder gegen Abend, wo er dann bis in die Nacht hinein jagt.

Seine Nahrung besteht in allen kleinen, wehrlosen Säugethieren, deren er habhaft werden kann, wie ganz junge Rehe und Feldhirsche, Agutis, Kaninchen, Ape-

reas und Mäuse. Ferner geht er auf dem Felde den Ynambus (*Crypturus* s. *Tinamus*) und den jungen Strauſſen nach; in den Wäldern besteigt er die Bäume und bemächtigt sich der jungen Brut der Vögel. Er ist blutdürstig und tödtet, wenn es in seiner Gewalt liegt, immer mehr Thiere, als er zu seiner Sättigung bedarf. So schoß ich ein Weibchen, das so eben einen Alector mit zwei Jungen in ihrem Neste umgebracht hatte. Er lebt paarweise. Das Weibchen wirft im Frühjahr zwei bis drei Junge, welche, nach der Aussage der Jäger, blind zur Welt kommen sollen, und die es, bis sie selbst auf Raub ausgehen können, mit Apereas und Vögeln, wie die in seinem Lager von mir angetroffenen Knochen zeugten, versorgt.

Dieser Vielfraß wird zuweilen in Paraguay, wenn man ihn noch ganz jung einfangen kann, in den Wohnungen aufgezogen. Man ernährt ihn mit Milch und mit Fleisch. Pflanzennahrung erträgt er nicht. Wenn man ihm seine Speise zeigt, so springt er hastig darnach, ergreift sie zu gleicher Zeit mit den Vorderpfoten und den Zähnen und entfernt sich damit so weit als möglich von seinem Wärter. Dann legt er sich auf den Bauch nieder, und, das Fleisch mit beiden Pfoten haltend, frisst er dasselbe, ohne Stücke davon abzureißen, sondern indem er, gleich den Katzen, mit den Backenzähnen der einen Seite daran kauet. Wirft man ihm lebendes Geflügel vor, so drückt er dasselbe in einem Sprunge zu Boden und reißt ihm den Hals nahe am Kopfe auf. Ein gleiches thut er mit Kainichen, Apereas und Mäusen, und, wenn er nicht sorgsam gezähmt worden ist, selbst mit jungen Hunden und Katzen, deren Fleisch er aber nur durch den Hunger gezwungen verzehren soll. Er liebt sehr das Blut, und man sieht ihn gewöhnlich dasselbe, wenn er ein Thier erlegt hat, erst auslecken, ehe er vom Fleische genießt. Stört man ihn beim Fressen so beißt er wüthend um sich. Flüssigkeiten nimmt er lappend zu sich.

Sein Koth und sein Harn sind ja nicht geruchlos, wie Azara angiebt; sie stinken vielmehr, wie bei allen

Raubthieren. Hingegen hat derselbe ganz richtig bemerkt, daß dieser Vielfraß, wenn man ihn reizt und in Zorn bringt, einen eigenen Bisamgeruch von sich giebt, der von einer Absonderung der Drüsen, welche in der Hautfalte unter dem After liegen, herzurühren scheint. In der Gefangenschaft begattet er sich nicht und giebt überhaupt keine Zeichen von Geschlechtstrieb von sich. Laute vernimmt man keine von ihm, ausgenommen ein Knurren, wenn ein Mensch oder ein Thier sich ihm nähert während er frist, und ein helles Gekreisch wenn er im Zorne um sich beist.

Behandelt man denselben mit Sorgfalt, so wird er gegen den Menschen sehr zahm, spielt mit ihm, gehorcht seinem Rufe, und folgt ihm, wenn er losgebunden wird, durch das ganze Haus, gleich einer Katze, nach. Nichts desto weniger bleibt er ein gefährlicher Feind für alle Thiere, denen er an Kraft überlegen ist. Die kleineren Hausthiere, namentlich Geflügel, sind keinen Augenblick vor ihm sicher, so wie er freigelassen wird. Ohne sich an erhaltene Züchtigungen zu erinnern, springt er mit einer Art von Wuth auf dieselben zu und wird nicht im Würgen müde, so lange er etwas Lebendes um sich sieht.

Seine Lebensart ändert er in der Gefangenschaft, wenn er immer angebunden bleibt oder in einem Käfig gehalten wird, in so weit, daß er die ganze Nacht schlafend zubringt. Läßt man ihn aber in der Wohnung frei herumlaufen, was nur geschieht, wenn sich keine anderen Hausthiere darin befinden, so befolgt er die nämliche Lebensordnung wie im freien Zustande. Er schläft alsdann nur während den Mitternachts- und Mittagsstunden, und jagt am frühen Morgen und Abends bis zum Einbruche der Nacht den Ratten und den Mäusen nach, von denen er, besser wie keine Katze, das Haus zu reinigen versteht. Er kann sich nämlich, da sein Rumpf sehr dehnbar ist, durch jede Oeffnung hindurchdrängen, welche groß genug ist, seinen Kopf aufzunehmen.

Das Fleisch dieses Vielfrasses wird bloß von den wilden Indianern, für deren Gaumen keine Art von Fleisch zu schlecht ist, gegessen. Auch sein Fell benutzen sie zuweilen, indem sie kleine Säcke daraus verfertigen oder dasselbe in Riemen zerschneiden, die sie als Zierrath gebrauchen. Wird er gejagt, so versteckt er sich, wenn er die Gelegenheit dazu findet, in einem Erdloche oder in einem hohlen Stamme, oder er klettert auf einen Baum. Fehlt ihm aber ein solcher Zufluchtort, so erreichen ihn die Hunde sehr bald, da er gar keinen schnellen Lauf hat, und überwältigen ihn nach einer kurzen, jedoch muthigen Gegenwehr.

Außer dem Menschen mag er in Paraguay höchstens die größeren Katzenarten und Schlangen zu Feinden haben.

GULO VILLATUS. Desm.

Dieser Vielfrass ist in Paraguay so selten, daß ich selbst ihn nie angetroffen habe. In Groß-Chaco hingegen kommt er häufiger vor, und die wilden Indianer bringen ihn von da in Friedenszeiten zum Verkaufe nach Asuncion. Da aber, einige Monate nach meiner Ankunft in dieser Stadt, Feindseligkeiten zwischen denselben und den Bewohnern von Paraguay ausbrachen, so konnte ich mir auch auf diesem Wege kein Individuum verschaffen. Die folgende Beschreibung habe ich meinem verstorbenen Collegen, Hrn. Dr. Parlet, zu verdanken.

Der Pelz des *Gulo villatus* besteht theils aus kurzen, weichen, weißlichgrauen Wollhaaren, theils aus geraden, nicht sehr weich anzufühlenden Borstenhaaren, die am Kopfe und an den Füßen kurz sind, am Rumpfe hingegen eine Länge von einem Zoll und am Schwanze, besonders an den Seiten desselben, eine Länge von anderthalb bis zwei Zoll haben. Um den Mund herum stehen einige, etwa sechszehn Linien lange, starke Borsten. Die Nasenspitze und die Fußsohlen sind nackt.

Die Farbe der Borstenhaare ist im Gesichte, mit Ausnahme der Stirn, an der Kehle, dem Halse, an der Brust, dem Bauche und den Extremitäten, mit Ausnahme der äußeren Seite des Hinterschenkels und des Hinterbeines, schwarz. An den übrigen Theilen des Körpers sind diese Haare in ihrer unteren Hälfte ebenfalls schwarz, in der oberen hingegen gelblichweiß, oder, wie dieß namentlich auf der Stirn der Fall ist, graulichweiß. Die Borsten um den Mund, so wie die unbehaarten Theile, als die Nasenspitze und die Fußsohlen, sind schwarz. Zwischen dem Männchen und dem Weibchen, so wie zwischen Alten und Jungen, findet kein Unterschied in der Farbe statt.

Der größte *Gulo villatus*, den Dr. Parlét sah, hatte folgende Dimensionen:

4' 6''' Länge des Kopfes; 1' 1' 6''' Länge vom Hinterhaupte bis zur Schwanzwurzel; 8' 2''' Länge des Schwanzes; 7'' vordere Höhe; 8'' hintere Höhe.

Leider ist der Zahnbau des ausgewachsenen Thieres von meinem Freunde nicht untersucht worden; jedoch sah ich bei ihm den Schedel eines jungen Individuums, welches die Milchzähne noch nicht gewechselt hatte. Ich fand diese ganz so beschaffen, wie ich sie beim *Gulo barbarus* beschrieben habe. Stimmen nun beide Thiere in der Zahl und der Gestalt ihrer Milchzähne überein, so läßt sich mit vieler Wahrscheinlichkeit vermuthen, daß auch ihre bleibenden Zähne nicht von einander abweichen. Auf jeden Fall ist Azara's Angabe über die Zahl der Backenzähne des *Gulo villatus* unrichtig. Wenn er in der oberen Kinnlade sechs und in der unteren acht Backenzähne fand, so hatte er ohne Zweifel ein Individuum vor sich, das eben die Zähne zu wechseln begann, wo dann der vierte untere Backenzahn zugleich mit den neuen Schneidezähnen hervortritt. Hr. Fr. Cuvier giebt, in seinem Werke über die Säugethiere, dem *Gulo villatus* acht Backenzähne in der oberen Kinnlade, wie sie auch der *Gulo barbarus* hat, hingegen zwölf in der unteren, was wohl einer näheren Untersuchung bedarf.

Die Bemerkungen, welche mir Dr. Parlet noch über die Gestalt und die Sitten dieses Vielfrasses mittheilte, stimmen mit meinen Beobachtungen über die vorhergehende Gattung so überein, daß ich dieselben, um Wiederholungen zu vermeiden, hier unterdrücke.

Zweite Abtheilung. *DIGITIGRADA.*

Gen. LUTRA.

Paraguay besitzt nur eine Gattung von Fischotter, deren erste und bis jetzt einzige Beschreibung wir Azara verdanken. In seinem Werke über die Säugethiere von Paraguay legt er denselben den systematischen Namen von *Mustela lutra brasiliensis* bei, indem er sie für identisch mit der in Brasilien vorkommenden Fischotter hält. Wirklich herrscht zwischen beiden in Gestalt und Farbe so viel Aehnlichkeit, daß man, ohne die Zähne mit einander zu vergleichen, die eine bloß für eine Abänderung der anderen ansehen könnte. Die brasilische Fischotter hat aber, nach allen Beschreibungen, die nämliche Anzahl von Zähnen wie die Europäische; bei der von Paraguay hingegen ist dieß nicht der Fall, wesswegen ich sie für eine eigene Gattung halte und ihr den Namen *lutra paranensis* beilege, indem man sie sowohl im Parana- als im Paraguaystrome antrifft, und da sie mit der *lutra paraguaensis*, deren in einigen systematischen Werken erwähnt wird und die keineswegs in Paraguay vorkommt, nicht verwechselt werden darf.

LUTRA PARANENSIS. mihi.

Ich konnte eben so wenig als Azara den Guaranischen Namen dieser Gattung von Fischotter ausmitteln. In

Paraguay, so wie überhaupt längs dem Parana, wird sie von den Indianern sowohl als von den Kreolen, unrichtig genug, Lobo genannt, indem man sie für eine Art von Seehund, auf Spanisch lobo marino, hält.

Ihr Fell ist mit beiderlei Arten von Haaren, die sehr dicht und beinahe senkrecht auf der Haut stehen, besetzt. Die Wollhaare sind etwa sechs Linien lang, gerade und äusserst weich anzufühlen. Die Borstenhaare unterscheiden sich von ihnen nur dadurch, daß sie ungefähr eine Linie länger, in etwas steif, und nicht ganz so weich anzufühlen, überdiess in ihrer oberen Hälfte stark glänzend sind. Um den Mund herum und über den Augen sitzen einige, anderthalb bis fünf Zoll lange, glänzende Borsten, und ein Büschel ähnlicher Haare findet sich hinter jedem Mundwinkel auf einer Art von Warze. Die Scheidewand der Nasenlöcher, die Augenlieder und die untere Seite der Zehen und der Schwimnhaut sind nackt.

Die Farbe des ganzen Pelzes, mit Ausnahme der Kehle, ist dunkelbraun und glänzend. An der Kehle findet sich ein großer, beinahe viereckiger, heller Flecken, dessen Farbe je nach dem Alter des Thieres verschieden ist. Bei ganz jungen Individuen, welche noch die Milchzähne besaßen, fand ich sie bräunlichroth, bei solchen, welche dieselben so eben gewechselt hatten, röthlichgelb, und bei ganz ausgewachsenen, mehrere Jahre alten Individuen gelblichweiß. Noch ist zu bemerken daß bei den Säuglingen die Oberlippe nach vorn mit bräunlichrothen Haaren besetzt ist, welche aber beim ersten Haarwechsel durch braune ersetzt werden.

Zwischen dem Männchen und dem Weibchen fand ich keinen Unterschied in der Farbe. Azara hingegen giebt dem letzteren eine weiße Schwanzspitze, eine Angabe, an deren Richtigkeit ich nicht zweifeln darf, da ich nur zwei, ganz junge, weibliche Individuen gesehen hatte, die, wie diess oft bei jungen Thieren der Fall ist, in ihrer Farbe von dem ausgewachsenen Weibchen abweichen konnten.

Ein großes Männchen von dieser Gattung von Fischotter hatte folgende Dimensionen:

5'' 6''' Länge des Kopfes; 1' 8'' 8''' Länge vom Hinterhaupt bis zur Schwanzwurzel; 1' 7'' Länge des Schwanzes; 11'' ungefähr die mittlere Höhe.

Das Weibchen soll nach Azara einen in etwas kürzeren Schwanz haben als das Männchen, was aber, bei ganz jungen Individuen wenigstens, nicht der Fall ist.

Wie verschieden das Verhältniß der Theile des Körpers zu einander, besonders des Kopfes zum Rumpfe, bei einem jungen und einem ganz ausgewachsenen Thiere ist, mögen folgende Dimensionen beweisen, die ich von dem Gerippe einer etwa vier Monate alten *Lutra paranensis* hernehme:

1' 8'' 3''' ganze Länge; 3'' 9''' Länge des Kopfes; 2'' 2''' größte Breite der Hirnschale; 1'' 8''' Höhe derselben; 9'' Länge der Wirbelsäule bis zum ersten Schwanzwirbel; 7'' 6''' Länge des Schwanzes; 1'' 9''' Länge des Oberarmes; 1'' 11''' Länge des Vorderarmes; 1'' 9''' Länge des Vorderfußes; 1'' 8''' Länge des Schenkels; 1'' 10''' Länge des Beines; 3'' Länge des Hinterfußes.

Obschon diese Fischotter in ihren äußeren Formen der Europäischen ähnlich ist, so zeigt sich doch, wenn man Theil für Theil vergleicht, zwischen beiden ein bedeutender Unterschied. Der Kopf der ersteren ist, im Verhältniß zum übrigen Körper, groß, von oben nach unten zusammen gedrückt und breit. Das Gesicht nimmt nur den Vierteltheil seiner Länge ein. Die, nach vorn abgerundete, Schnauze tritt in etwas über den Unterkiefer hervor. Die Nasenlöcher werden durch halbmondförmige Klappen, deren convexer Rand nach unten sieht, beinahe ganz bedeckt; Azara vergleicht sie einem C, dessen Hörner nach oben gerichtet sind. Diese Klappen verschließen die Nasenlöcher, so wie das Thier untertaucht. Das Auge ist klein, rund, schwarz und glänzend, die Augenhöhle weit nach vorn gerückt. Die Ohrmuscheln sind

gleichfalls klein, etwa sieben Linien breit und eben so hoch, und an ihrem Rande abgerundet. Der, muskulöse, Hals hat fast die nämliche Breite wie der Kopf. Der Rumpf ist beinahe walzenförmig, der Schwanz von oben nach unten zusammen gedrückt, breit und am Ende abgerundet. Die vier Extremitäten sind kurz, aber sehr muskulos. Die Zehen werden durch eine dicke Schwimmhaut verbunden, welche bloß die letzte Phalanx frei läßt und beim äußersten Zehen sogar bis an den Nagel fortläuft. Die Nägel sind klein, aber stark, seitwärts zusammen gedrückt, und kaum gebogen.

Was die Zähne betrifft, so finden sich beim erwachsenen Thiere in der oberen Kinnlade sechs, dicht an einander stehende, Schneidezähne. Die vier mittleren sind beinahe ganz gleich groß, von den Seiten in etwas zusammen gedrückt, keilförmig und mit einer convexen, scharfen Schneide versehen. Die zwei äußeren sind dicker und in etwas länger als die inneren. Sie haben die Gestalt eines Kegels, und sind nach außen und hinten ausgeschweift, so daß sie, in der Richtung des Randes der Kinnlade, rückwärts gebogen erscheinen und Eckzähnen ähnlich sind. Auf sie folgt, nach einem kleinen Zwischenraume, auf jeder Seite ein sechs Linien langer, in etwas rückwärts gebogener, kegelförmiger, und nach innen schwach ausgeschweiffter, Eckzahn, und dann vier Backenzähne. Von diesen hat der erste bloß eine stumpfe, kegelförmige Zacke, welche an der inneren und an der hinteren Seite in etwas ausgeschweift ist. Der zweite ist dem ersten in seiner Gestalt ganz ähnlich, nur ist er um die Hälfte größer. Der dritte, oder der Reißzahn (*grande carnassière*), hat an seinem äußeren Rande drei Zacken, von denen die vorderste klein, die zwei hinteren stark sind, und einen großen, vertieften Absatz, *talon*, mit einem gekerbten Rande nach innen. An dem vierten, welcher um einen Drittheil mehr breit als lang ist, bemerkt man zwei abgeschliffene Höcker nach außen, und zwei nach innen,

und zwischen beiden Paaren eine weite Vertiefung. In der unteren Kinnlade sind gleichfalls sechs Schneidezähne vorhanden, die von innen nach außen an GröÙe zunehmen, und, wenigstens wenn sie eben hervorgetreten sind, in der Mitte ihrer scharfen Schneide eine kleine Erhabenheit zeigen. Die daran stoßenden Eckzähne sind wie diejenigen der oberen Kinnlade beschaffen. Auf sie folgen auf jeder Seite fünf Backenzähne. Die zwei ersten derselben haben die nämliche Gestalt wie die zwei ersten oberen Backenzähne; der dritte hat gleichfalls nur eine Zacke, die an den Seiten zusammengedrückt, nach vorn und nach hinten aber mit einem, von der Spitze zur Basis herablaufenden, Grate versehen ist; in der Mitte des hinteren Grates erhebt sich senkrecht eine ganz kleine Zacke. Die Krone des vierten Backenzahnes besteht vorn aus drei Zacken, welche die Gestalt von dreiseitigen Pyramiden haben und im Dreiecke stehen, und hinten aus einem großen, vertieften Absatze, welcher an seinem äußeren Rande einige scharfe Erhabenheiten zeigt. Auf der kreisförmigen Krone des fünften Backenzahnes bemerkt man ebenfalls eine Vertiefung.

Die Milchzähne bestehen in jeder Kinnlade aus sechs Schneidezähnen, zwei Eckzähnen und sechs Backenzähnen, die alle im Verhältniß zu den zweiten Zähnen sehr klein sind. Die Schneidezähne und die Eckzähne weichen in ihrer Form nur wenig von denen, die sie ersetzen, ab, wohl aber die Backenzähne. Der erste von diesen in der oberen Kinnlade ist klein und einzackig; der zweite hat, in Gestalt einer vierseitigen Pyramide, eine starke, an den Kanten schneidende Zacke, an deren inneren Seite ein kleiner Absatz, mit einer ebenfalls kleinen Zacke, sitzt, und einen scharfen, nach hinten laufenden Grat; der dritte ist zweihöckerig und nach innen mit einem Absatze versehen. In der unteren Kinnlade hat der erste Backenzahn die nämliche Form, wie der erste in der oberen, der zweite hat eine, nach hinten ausgeschweifte Zacke, und der dritte zwei dreiseitige Zacken, die hinter einander stehen,

überdies einen kleinen Höcker auf der inneren und einen vertieften Absatz auf der hinteren Seite der zweiten Zacke.

Alle diese Zähne, die Milchzähne sowohl, wie die bleibenden, haben in ihrem Inneren grössere Höhlen, als sie bei anderen Raubthieren angetroffen werden.

Aus allem, was ich bis jetzt über die Fischotter von Paraguay gesagt habe, ergibt sich, daß sie sich von der Brasilischen durch den Mangel der weissen oder gelblich-weißen Längestreifen am unteren Theile des Halses, durch die Abwesenheit des röthlichgelben Fleckens auf der Brust, und, wenigstens nach Azara, durch die weisse Schwanzspitze beim ausgewachsenen Weibchen unterscheidet; ferner finden sich bei ihr in der oberen Kinnlade auf jeder Seite nur vier Backenzähne vor, während die letztere deren fünf besitzt. Endlich scheint sie mir auch nie die Grösse der brasilischen Gattung zu erreichen, indem ich kein Individuum gesehen habe, das in seiner ganzen Länge über vier Fuß mafs.

Diese Fischotter kommt in Paraguay längs den beiden großen Strömen Parana und Paraguay häufig vor, seltener hingegen an den Flüssen, die sich aus dem Inneren in jene Ströme ergiefsen. Wie weit sie noch südlich von diesem Lande gefunden wird, ist mir unbekannt; jedoch soll man sie am Parana bis zum neun und zwanzigsten Breitengrade angetroffen haben.

Sie lebt theils auf dem Lande, theil im Wasser. Auf dem Lande bringt sie, des Schlafes wegen oder wenn sie sonst der Ruhe bedarf, die Nacht und einige Stunden des Tages zu. Zum Fressen steigt sie ebenfalls ans Ufer. Zuweilen unternimmt sie auch Wanderungen zu Lande und besucht Sümpfe und kleine Seen, die ihrem Wohnorte nahe gelegen sind. Die übrige Zeit hindurch hält sie sich im Wasser auf und jagt ihrer Nahrung nach, welche allein aus Fischen besteht. Sie schwimmt schneller und leichter als unsere europäische Fischotter, was wohl von ihrem breitgedrückten Schwanze herrühren mag, und hält länger als dieselbe unter dem Wasser aus; auch ist

ihr Kopf gewöhnlich untergetaucht und ragt nur selten über dem Wasser empor, wenn sie große Strecken durchschwimmt.

Ihre Lebensart ist übrigens nicht das ganze Jahr hindurch die nämliche. Von der Begattungszeit an, die in den Monaten Julius und August, d. h. im Winter von Paraguay, eintritt, bis zum Zeitpunkte, wo ihre junge Brut erwachsen ist, lebt sie paarweise, und in einem bestimmten Reviere. Zu dem Ende sucht sie am Fluß oder See, den sie bewohnt, ein steiles Ufergehänge auf und gräbt sich dort eine, vier bis fünf Fuß tiefe Höhle, deren Mundloch anderthalb bis zwei Fuß im Durchmesser hat. Hier bringt nun das Paar regelmäßig die Nacht zu und legt sich auch den Tag über, bei kühler Witterung, vor der Höhle an die Sonne. In dieser Wohnung ist es auch, wo das Weibchen im Frühjahr zwei bis drei Junge wirft, die es, gemeinschaftlich mit dem Männchen, mit Fischen aufzieht. Zuweilen steigen in dieser Jahreszeit die Wasser so, daß sie die junge Brut bedrohen, wo dann die Alten eine neue, höher am Ufer gelegene Höhle graben und ihre Jungen dahin in Sicherheit bringen. Kaum können diese auf der Erde fort kriechen, so folgen sie der Mutter ins Wasser und stellen den Fischen nach. Die ganze Familie kehrt aber jeden Abend, und von Zeit zu Zeit auch den Tag über, zur Höhle zurück. Auf diese Art leben die Fischottern bis in die Mitte des Sommers, zu welcher Zeit sie ihren bisherigen Aufenthaltsort verlassen und sich zu Gesellschaften von acht bis zehn, ja bis zwanzig Individuen vereinigen. Alsdann verweilen sie nie lange in der nämlichen Gegend, sondern schwimmen während ganzer Tage bald stromaufwärts, bald stromabwärts, und dringen auch wohl in die kleineren Flüsse und in die Seen ein. Dieses letztere geschieht besonders im Herbst, wenn die Wasser anschwellen und die meisten Fische den Parana- und den Paraguaystrom verlassen, um die überschwemmten Gegenden zu besuchen, wo sie Nahrung im Ueberfluß finden. Auch auf diesen Wanderungen steigen die Fischottern den Tag über, sei es um ihre Beute zu

verzehren oder um auszuruhen, so wie des Nachts, um zu schlafen, ans Land. Nicht selten setzt es dann Balgereien unter ihnen ab, wobei sie ein Geschrei hören lassen, das demjenigen der Katzen, wenn sie sich herumbalgen, nicht unähnlich, aber weit aus stärker als dieses ist.

Ich habe während der Jagd auf dem Paraguaystromes mehrmals Gelegenheit gehabt, solche Gesellschaften von Fischottern in der Nähe zu beobachten. Bald da bald dort erschienen diese Thiere, entweder bloß mit der Schnauze oder mit dem ganzen Kopfe, an der Oberfläche des Stromes, wo sie schnarrend und schnaubend, das in die Nasenlöcher eingedrungene Wasser und die zurückgehaltene Luft von sich stießen. Sogleich aber tauchten sie wieder unter und kamen weit von der Stelle, wo ich sie aus den Augen verloren hatte, von neuem zum Vorscheine. Von der Oberfläche des Wassers verschwanden sie auf zweierlei Art, indem sie entweder gerade heruntersanken, oder, den Rücken über das Wasser erhebend, köpfings untertauchten. Nicht selten hielten sie bei ihrer Wiedererscheinung einen zappelnden Fisch quer im Munde, mit dem sie sogleich ans Land schwammen und ihn dort, bis auf den Kopf und die Gräte, verzehrten. Nicht nur kleine Fische, sondern auch grössere, von zwei und mehr Fufs Länge, werden die Beute dieser Raubthiere.

Da diese Fischotter vom Menschen nur selten verfolgt wird, so ist sie auch nicht scheu, und nähert sich sogar, auf ganz kleine Entfernungen, neugierig den Fahrzeugen, wobei sie sich oft beinahe mit dem halben Körper über das Wasser erhebt.

Azara's, auf das Zeugniß der Payaguas gestützte, Angaben über ihre Lebensart im freien Zustande, wie z. B. daß mehrere Weibchen in der nämlichen Höhle ihre Jungen werfen, und daß sie, Männchen und Weibchen, das ganze Jahr hindurch die Nacht dort zubringen, sind ganz unrichtig. Auch begreift man nicht, wie er der Aussage dieser Menschen einigen Glauben beimessen konnte, da er sie, wie Jedermann in Paraguay, als die lügenhaftesten

und verschmitztesten aller Indianer kennen mußte. Seine eigenen Beobachtungen hingegen, die er an einer zahmen Fischotter machte, habe ich bei einem Individuum, das ich selbst besaß, bestätigt gefunden. Die meinige war ein Männchen, und, als ich dieselbe erhielt, etwa zwei Monate alt. Die zwei ersten Wochen ihrer Gefangenschaft zeigte sie sich störrig und biß um sich, so wie man sie berühren wollte; jedoch scheute sie sich nicht in Gegenwart eines Menschen ihre Nahrung zu verzehren. Ich zog sie mit Fischen, rohem Fleische, Milch und Wasser auf. Allmählig ward dieselbe so zahm, daß ich sie nach Verfluß von zwei Monaten zu Zeiten frei herum laufen ließ, ohne daß sie zu entfliehen gesucht hätte. Sie gaukelte mit ihrem Wärter, so wie mit Katzen und Hunden, gehorchte seinem Rufe und folgte ihm im Hause nach. Weder dem Geflügel noch den anderen Hausthieren fügte sie Schaden zu. So wie man sie frei ließ, besuchte sie gewöhnlich zuerst den Wasserbehälter, der in einer Ecke des Hofes eingegraben war, und badete sich dort einige Zeit lang. Warf man alsdann einen lebenden Fisch in den Behälter, so hatte sie denselben im Augenblicke erhascht und verließ hierauf sogleich das Wasser, um ihre Beute im Trocknen zu verzehren. Mehrmals nahm ich ihr den gefangenen Fisch aus dem Munde, ohne daß sie sich dagegen sträubte, und warf denselben wieder in den Behälter; aber kaum war dieses geschehen, so hatte sie auch den Fisch wieder herausgeholt. Leider wurde mir dieses, so zahme Thier von einem Pferde zertreten, sonst würde ich den Versuch gemacht haben, es zum Fischfange im Paraguaystrom abzurichten, was mir auch, nach dem lenkbaren Charakter, den es bis dahin gezeigt hatte, zu schließsen, ohne Zweifel gelungen wäre.

Diese Fischotter schlief bei Nacht und während den Mittagsstunden, wozu sie sich gewöhnlich zusammenrollte; die übrige Zeit hindurch war sie wach, jedoch ohne sich, wie es andere Raubthiere thun, an dem Riemen, mit dem sie angebunden war, viel hin und her zu bewegen.

selbst wenn sie losgebunden wurde; gieng sie nur kurze Zeit im Hofe herum, und suchte bald einen Menschen oder ein Hausthier auf, neben das sie sich hinlegte. Ihr gewöhnlicher Gang war ein langsamer Schritt; zuweilen sprang sie in Sätzen. Ueberhaupt aber waren ihre Bewegungen auf dem Lande weder gewandt noch rasch. Laute gab sie nur dann von sich, wenn man sie durch Mißhandlung in Zorn brachte. Es war ein eigenes Gekreisch, das sich etwa dem Geschrei der Katzen vergleichen läßt. Wie die mehrsten Raubthiere liebte sie die Reinlichkeit, und legte ihren Koth gewöhnlich an der nämlichen Stelle ab. Im Wasser enthielt sie sich der Entledigung desselben und stieg für diese immer aus dem Behälter. Sie verbreitete endlich keinen unangenehmen Geruch, wie dieß bei der europäischen Gattung der Fall ist.

Das Fleisch der Fischotter wird in Paraguay sowohl von den Indianern als von den Kreolen für ungenießbar gehalten. Auch hat es, frisch gebraten oder gesotten, keinen angenehmen Geschmack; wird es aber erst gebeizt und dann zubereitet, so läßt es sich essen. Das Fell, welches in Europa geschätzt sein würde, bleibt gleichfalls unbenutzt. Da diese Thiergattung also für die Einwohner von keinem Gebrauche ist und denselben auch keinen Schaden zufügt, so bewohnt sie ungestört, wenigstens von Seite des Menschen, die Gewässer von Paraguay und deren Ufer.

Will man Jagd auf sie machen, so thut man am besten, zur Zeit, wo sie sich paart, ihre Höhle aufzusuchen und sich in der Nähe derselben auf die Lauer zu stellen. Dann hält es nicht schwer das Thier zu erlegen, wenn es ans Land steigt. Verfolgt man aber die Fischotter im Wasser, so ist es wohl leicht ihr einen tödlichen Schuß beizubringen, äußerst schwer aber ihrer habhaft zu werden, indem sie, auch noch so verwundet, immer noch untertaucht und dann nicht mehr zum Vorscheine kommt. Nur ein Mal habe ich eine Fischotter in einiger Entfernung vom Wasser angetroffen; der Hund, welchen ich

mit mir führte, griff sie sogleich an, fand aber hartnäckigen Widerstand, indem sich das Thier mit seinen Zähnen muthig vertheidigte, wobei es zugleich einige kreischende Laute von sich gab; und wahrscheinlich hätte sie auch ihren Zufluchtsort in der Gefahr, das Wasser, wieder erreicht, wenn ich meinem Hunde nicht zu Hülfe geeilt wäre.

Unter den Säugethieren hat die Fischotter bloß den Jaguar zum Feinde, welcher sie des Nachts, wenn sie am Ufer ausruht, beschleicht. Im Wasser aber stellt ihr noch ein anderer, eben so furchtbarer Feind nach, eine große Wasserschlange nämlich, die zum Geschlechte Erix gehört. So fand ich in dem Magen einer solchen Schlange, die eine Länge von achtzehn Fuß hatte, eine, beinahe ausgewachsene Fischotter.

Gen. CANIS. L.

CANIS JUBATUS. Desm.

(Canis campestris. M. de Wied. Canis brachyurus.)

Der Aguara-guazu.

Die größere von den zwei Gattungen des Hundeschlechtes, welche in Paraguay wild vorkommen, wird in der guaranischen Sprache Aguara-guazu, d. h. großer Aguara, zuweilen auch Yagua pyta, rother Hund, genannt.

Dieses Thier ist in Paraguay nicht sehr selten, jedoch so scheu und flüchtig, daß ich mir dasselbe nie habe verschaffen können, obschon ich auf meinen Reisen mehrere Individuen aus der Ferne sah, und des Nachts ihre Stimme hörte. Die folgende Beschreibung ist daher nicht das Resultat meiner eigenen Beobachtungen, sondern rührt von meinem Freunde, Dr. Parlet, her, welcher einen zahmen Aguara-guazu über ein Jahr besessen hatte.

Die Haare des Aguará-guazu sind denjenigen des europäischen Wolfes ähnlich, gerade, beinahe rauh anzufühlen, und glanzlos. An der Schnauze, einige lange Borsten ausgenommen, die über der Oberlippe sitzen, und an den Füßen sind sie kurz; auf dem Nacken hingegen und zwischen den Schulterblättern haben sie eine Länge von vier Zoll und bilden eine Art von Mähne; an den übrigen Theilen des Körpers sind sie ungefähr drei Zoll lang. Die Farbe des Felles ist, am größten Theile des Kopfes, auf dem Rücken, an den Seiten des Rumpfes, an der äußeren Seite der vier Extremitäten, und zum Theil auch am Schwanze rothbraun, am Bauche, an der inneren Seite der vier Extremitäten und an der Spitze des Schwanzes graulichgelb. Im Gesichte, von den Augen bis an die Spitze der Schnauze, geht die rothbraune Farbe allmählig in die schwarze über. Die Kehle und das Innere der Ohren ist weißlichgelb. Die Mähne und die Füße, bis an den Tarsus, sind bräunlichschwarz. Längs der vorderen Seite der vier Extremitäten läuft ein dunkelbrauner Streifen bis zu den Füßen hinab, welcher übrigens von der rothbraunen Farbe nicht scharf getrennt ist, sondern auf der äußeren Seite unvermerkt in dieselbe übergeht.

Was die Dimensionen des Aguará-guazu betrifft, so sagt Hr. Parlet uns so viel: „Er ist beiläufig von der GröÙe des europäischen Wolfes, scheint mir aber nicht völlig so lang zu seyn, einen weit kleineren Kopf, eine dünnere und mehr zugespitzte Schnauze, einen kürzeren Schwanz und feinere Extremitäten zu haben. Ueberhaupt, fährt Hr. Parlet fort, sieht er in seiner Gestalt und in seinen Bewegungen mehr einem Wolfe als einem Fuchse gleich. Auch seine Zähne sind denen des Wolfes ähnlich, nur sind sie bei weitem nicht so groß und scheinen auch mit der GröÙe des Thieres nicht im Verhältniß zu seyn.“*)

*) Nach der, von Azara erwähnten Angabe eines Kreolen, des Hr. Nozeda, soll der Aguará-guazu nur zwölf Backenzähne in der unteren Kinnlade haben, was ohne Zweifel ein Irrthum ist.

Der Aguara-gnazu bewohnt in Paraguay den Saum der großen Waldungen, besonders derjenigen, welche nahe bei Sümpfen oder Flüssen gelegen sind; jedoch trifft man ihn auch zuweilen auf den, mit hohem Grase bewachsenen Feldern an. Von seiner Lebensart ist nur wenig bekannt, denn er fürchtet den Menschen so sehr, und wittert oder hört denselben aus einer solchen Entfernung, daß es unmöglich wird, ihn auch nur auf Augenblicke in der Nähe zu beobachten. Den größten Theil des Jahres hindurch lebt er allein, und, wie es scheint, in keinem bestimmten Reviere, indem er nie lange in der nämlichen Gegend gesehen wird. Den Tag bringt er im dichtesten Gehölze zu; gegen Abend und bei Nacht geht er seiner Nahrung nach, in ganz unbewohnten Gegenden zuweilen auch bei Tage. Im Herbst sollen sich beide Geschlechter aufsuchen, zu welcher Zeit sie auch häufiger, als während den übrigen Jahreszeiten, ihr starkes Gebell hören lassen, von dem das Thier ohne Zweifel seinen Namen erhalten hat und das A-gua-a lautet. Gegen Ende des Augstmonates trifft man zuweilen schon junge Aguara-gnazu's an, die aber noch nicht fressen können. Was eigentlich die Nahrung dieses Wolfes ausmache, ist bis jetzt beinahe ganz unbekannt; nur so viel weiß man, daß er zuweilen die Pflanzungen besucht und dort die Zuckerrohre an ihrer unteren Hälfte benagt. Azara glaubt, er nähre sich hauptsächlich von Krabben, die sich in den Sümpfen vorfinden sollen. Ich muß aber bemerken, daß ich in Paraguay nur längs den fließenden, großen Wassern, nie aber in Sümpfen, Krabben gesehen habe; eher mag er sich, wie auch Azara angiebt, von Mäusen, Rebhühnern und Eiern von Sumpfvögeln, vielleicht auch von Acutis, Apereas, Tatus u. s. w., nähren. Größere Säugethiere scheint er nicht anzugreifen; wenigstens richtet er unter dem Viehstande nicht den geringsten Schaden an.

Ueber den Aguara-gnazu im zahmen Zustande giebt Hr. Dr. Parlet folgende Nachrichten: „Ich erhielt ein

ungefähr drei Monate altes Individuum, welches ein Landmann seit einigen Wochen mit Milch aufgezogen hatte. Obschon das Thier groß genug war, um Fleisch fressen zu können, so fuhr ich dennoch fort, ihm die nämliche Nahrung zu reichen, da man mich versichert hatte, daß der Aguara-guazu Rind- und Schafffleisch nicht verdaue, sondern dasselbe wieder hervorbreche. Später gab ich ihm Zuckerrohr und Pomeranzen die er beide sehr zu lieben schien. Da er doch seinen Zähnen nach ein fleischfressendes Thier war, so mußte ihm auch irgend eine Art von Fleisch unschädlich seyn. Ich schoß ihm daher auf der Jagd erst einige Apereas, die er, so wie ich ihm dieselben vorwarf, sogleich verzehrte, ohne daß ich die geringste üble Wirkung davon an ihm bemerkt hätte. Nun gab ich ihm auch ein Kaninchen, Ratten und Mäuse, so wie allerlei Arten von Vögeln, bei welcher Nahrung er schnell und kräftig aufwuchs. Nach einem halben Jahre machte ich den Versuch ihn Rindfleisch fressen zu lassen, um mich von dem Grunde oder Ungerunde der Behauptung seines ehemaligen Besitzers zu überzeugen. Er brach aber das rohe Rindfleisch eine Stunde, nachdem er dasselbe genossen hatte, unverdaut wieder aus, das gekochte hingegen ertrug sein Magen in kleiner Menge recht gut. Seine Art zu fressen war diejenige des Haushundes; auch die Flüssigkeiten nahm er lappend zu sich. Da ich ihn gut behandelte und oft lieb kostete, so wurde er wohl zahm, nie aber zutraulich. So wie man sich ihm näherte, zog er sich schüchtern zurück und duckte sich so lange, bis man ihm durch einige Liebkosungen friedliche Absichten gezeigt hatte. Meine Stimme unterschied er übrigens von jeder anderen, und kannte auch den Namen, den ich ihm gegeben hatte; selbst wenn eine fremde Person ihn bei demselben rief, hob er den Kopf empor. Gauckeln und spielen, sei es mit einem Menschen oder mit einem Thiere, oder auch mit irgend einem leblosen Gegenstande, sah ich ihn niemals. Ueberhaupt habe ich nie einen Ausdruck von Freude an ihm bemerkt, als wenn ich ihn

einige Stunden in meinem, gut eingezäunten, Baumgarten frei herum laufen liefs. Alsdann wälzte er sich im Grase und sprang in weiten Sätzen im ganzen Garten herum; so wie man sich aber ihm näherte, suchte er sogleich sich zu verstecken. Um ihn wieder einzufangen, mußte man ihn, in dem Winkel oder unter dem Gesträuche, wohin er sich bei Annäherung des Menschen zurückgezogen hatte, beim Halsbände ergreifen, denn sogar auf meinen, ihm wohlbekannten, Ruf kam er nie von selbst zurück. Fügte man ihm irgend eine Beleidigung zu, oder kamen fremde Hunde ins Haus, so fing er an zu knurren, sträubte seine Mähne und brach endlich in eine Art von Gebell aus. Mit den Thieren, welche seine Hausgenossen waren, als mit Hunden, Katzen, Hühnern und Enten, vertrug er sich gut, d. h. er fügte ihnen keinen Schaden zu. Die grössere Hälfte des Tages, von zehn Uhr Morgens bis fünf Uhr Abends, brachte er gewöhnlich schlafend zu, eben so einige Stunden nach Mitternacht. Die übrige Zeit bewegte er sich in langen Schritten um den Pfahl herum, an dem er angebunden war, oder safs, wie ein Kettenhund, aufrecht und beobachtete aufmerksam was um ihn her vorging. Unter seinen Sinnen schienen mir sein Gehör und sein Geruch sehr fein zu seyn. Bei hellem Sonnenlichte war sein Gesicht schwach, schärfer hingegen in der Dämmerung. Bei dunkler Nacht leuchteten zuweilen seine Augen.

Die Bewohner von Paraguay erlegen den Aguara-guazu, da er ihnen keinen Schaden zufügt, und sie weder sein Fleisch noch sein Fell benutzen, nur dann, wenn sie ihn zufälliger Weise auf der Jagd antreffen. Diefs geschieht übrigens nicht häufig, denn er wittert und hört Menschen und Hunde schon aus grosser Ferne und entzieht sich durch eine schnelle Flucht ihrer Verfolgung. Geschieht es jedoch, daß er von den Hunden eingeholt und umzingelt wird, so soll er sich nur schwach gegen dieselben mit seinen Zähnen vertheidigen.

CANIS AZARÆ S. BRASILIENSIS. M. de Wied.

Der Aguarachay.

Einige Naturforscher halten den Fuchs von Paraguay, welchen Azara zuerst unter dem guaranischen Namen Aguarachay, d. h. krauser Aguara, beschrieben hat, für identisch mit dem nordamerikanischen, dreifarbigem Fuchse, canis cinereo-argenteus. Da aber die Beschreibungen, die man von diesen beiden Thieren hat, keineswegs mit einander übereinstimmen, und ich weder in mehreren Abbildungen, noch in zwei lebenden Individuen der letztgenannten Gattung den Fuchs von Paraguay erkennen konnte, so stimme ich dem Prinzen zu Wied bei, welcher den Aguarachay als eine eigene Gattung ansieht.

Der Pelz dieses Fuchses besteht aus beiderlei Arten von Haaren. Die kurzen Wollhaare sind äußerst fein und weich; die Borstenhaare sind nicht ganz gerade, sondern in etwas gekräuselt, wiewohl nicht sehr weich anzufühlen, an der vorderen Hälfte des Gesichtes, an den Beinen und den Füßen kurz, an den übrigen Theilen des Körpers aber bis zwei und einen halben Zoll lang. Ueber der Oberlippe, hinter den Mundwinkeln und über den Augen stehen einige lange Borsten. Die Nasenspitze und die untere Seite der Zehen sind nackt.

Die Farbe des Pelzes ist im Gesichte, von der Nasenspitze bis zu den Augen, bräunlichschwarz, jedoch unmittelbar unter den Augen in etwas dunkler als auf der Nase, wo einige Haare eine weiße Spitze haben. Die Unterkinnlade ist graulichschwarz mit Ausnahme des vorderen Theiles der Lippe, welcher eine weiße Farbe hat. Die Haare der Stirn und des Scheitels sind röthlichbraun, mit weißer Spitze; die vordere Seite des Ohres ist grau, die hintere röthlichbraun. Der Nacken, der Rücken, die Seiten des Halses und des Rumpfes sind graulichbraun, mit etwas gelb in der Mischung, das Resultat des ringförmigen Farbenwechsels der einzelnen Haare. Diese sind

nämlich an ihrer Basis gelblichgrau, höher schwarz, dann gelblichweiß und an der Spitze schwärzlichbraun. Die nämliche Farbenmischung zeigt auch der Schwanz bis gegen sein Ende hin, welches schwarz ist. Die äußere Seite der vier Extremitäten ist bräunlichroth, was vorn an den zwei vorderen Extremitäten ins schwärzlichbraune übergeht. Die hintere Seite der Füße, gleich über den Zehen, ist schwarz. Die Kehle, der Hals, die Brust, der Bauch und die innere Seite der vier Extremitäten sind weiß, die langen Borsten im Gesichte und die nackten Theile des Körpers schwarz.

Die Farbe des Aguarachay ist übrigens in der Jugend dunkler als im Alter, so wie im Sommer bläßer als im Winter. Bei dem Männchen und dem Weibchen ist sie die nämliche; auch habe ich sonst keine Farbenabänderungen bei diesem Fuchse gefunden.

Die Dimensionen eines ausgewachsenen, männlichen Aguarachay sind:

3' 2" ganze Länge; 6' 4" Länge des Kopfes; 1' 5" 11" Länge vom Hinterhaupte bis zur Schwanzwurzel; 1' 1" 9" Länge des Schwanzes; 1' 3" die mittlere Höhe.

In seinem Zahnbaue stimmt dieser Fuchs auf das genaueste mit dem unserigen, *Canis vulpes*, überein, nur sind seine Eckzähne in beiden Kinnladen beinahe um drei Linien kürzer als es beim letzteren der Fall ist. Vergleicht man die Schedel beider Thiere, so finden sich zwischen ihnen folgende Verschiedenheiten. Das Gesicht läuft beim Aguarachay nach vorn spitzer zu, die Stirn ist höher und die Jochbogen sind in ihrer Mitte weniger nach außen und nach oben gewölbt, als beim gemeinen Fuchse. Ferner ist bei jenem das Hinterhauptloch beinahe noch einmal so breit als hoch, während es bei diesem fast eben so hoch als breit ist. Endlich ist bei der paraguayischen Gattung die untere Kinnlade, besonders der aufsteigende Ast derselben, weitaus größer als bei der Europäischen, und ihr unterer Rand nicht convex, sondern gerade. Im Gesichtswinkel

beider Gattungen zeigt sich ein Unterschied von fünf Graden zu Gunsten des Aguarachay.

Das Aussehen, die Haltung und der Gang dieses Fuchses sind ganz die nämlichen wie bei dem unserigen. Was seine Sinne betrifft, so scheinen der Geruch und das Gehör die schärfsten zu seyn. Lange nicht so scharf ist sein Auge, welches, gleich demjenigen mehrerer Katzenarten, eine große Empfindlichkeit gegen das Licht zeigt. Es wird nämlich durch den Sonnenschein geblendet und die Pupille, die in der Dämmerung und des Nachts groß und rund ist, zieht sich bei hellem Tage zu einer kleinen, vertikalen Spalte zusammen; auch leuchtet es nicht selten bei Nacht. Es folgt also hieraus, daß der Aguarachay in der Dämmerung besser als bei Tage sieht. Sein Koth und sein Harn haben einen sehr stinkenden Geruch, den man auch zum Theil an seinem Felle bemerkt.

Er scheint in dem größten Theile von Südamerika, östlich der Anden, vorzukommen. In Paraguay bewohnt er das dichte Gestrüpp; ganz offene Gegenden und das Innere der großen Waldungen besucht er wohl auf seinen Jagden, hält sich aber dort nie lange Zeit auf. Er lebt in einem bestimmten Reviere, im Sommer und Herbste allein, während dem Winter und dem Frühling paarweise. Den größten Theil des Tages bringt er schlafend in seinem Lager zu. In der Dämmerung und bei Nacht geht er auf Raub aus, wo er sich dann nicht selten über eine Stunde Weges von seinem Lager entfernt. Seine Nahrung besteht in allen kleinen, wehrlosen Säugethieren, wie Acuti's, Paca's, Kaninehen, Aperea's, Mäuse u. s. w., so wie im zahmen und wilden Geflügel, dessen er habhaft werden kann. Selbst Fröschen und Eydechsen verschmäht er nicht, sucht die Krabben längs dem Ufer der Flüsse auf, und richtet nicht selten bedeutenden Schaden in den Zuckerrohrpflanzungen an.

Ich habe zuweilen auf meinen Reisen, wenn ich die Nächte im Freien zubrachte, bei hellem Mondscheine auf

Augenblicke diesen Fuchs beobachten können. War ich bei einer Hütte gelagert, wo Bisamenten gehalten wurden, so sah ich ihn, sich mit der größten Vorsicht derselben nähern. Immer geschah dieses unter dem Winde, so daß er Menschen und Hunde schon von weitem wittern konnte. Mit leisem, ganz unversehmbarem Schritte schlich er längs den Umzäunungen oder durch das Gras, indem er oft große Umwege machte, bis in die Nähe der Enten, sprang dann plötzlich auf eine derselben los, ergriff sie mit den Zähnen beim Halse, so daß sie kaum einen Laut von sich geben konnte, und entfernte sich schnell mit seinem Raube, den er hoch emporhielt, um im Laufe nicht gehindert zu werden. Erst wenn er sich in Sicherheit glaubte, in einiger Entfernung von dem Orte, wo er seine Beute erhascht hatte, verzehrte er dieselbe, was man des anderen Tages an den zurückgelassenen Federn und Knochen wahrnehmen konnte. Wurde er durch das Geräusch, von Menschen oder Hunden, in der Ausführung seiner Räuberei gestört, so zog er sich sogleich auf einige Zeit ins dichte Gebüsch zurück, kam aber dann später von einer anderen Seite wieder zum Vorschein und untersuchte, ob er sein Vorhaben sicherer ausführen könne. Auf diese Weise erschien er in der nämlichen Nacht vier bis fünfmal in der Nähe einer Hütte, und verschwand dann wieder, bis er zuletzt den, für ihn günstigen Augenblick gefunden hatte, seinen Raub zu begehen. Gelingt ihm übrigens ein Fang nicht in der einen Nacht, so läßt er sich darum nicht abschrecken, sondern macht die folgenden Nächte neue Versuche. So hatte ich einem Fuchse, der mir eine Ente geraubt hatte, mehrere Nächte hinter einander auflauern lassen; er zeigte sich aber nicht, obschon wir jeden Morgen seine frischen Ferten in der Nähe fanden. Die erste Nacht hingegen wo er niemanden auf der Lauer bemerkte, besuchte er den Hühnerhof.

Auch im Walde und auf offenem Felde sah ich den Aguarachay seiner Nahrung nachgehen. Dort aber ist er in Verfolgung der Beute weniger behutsam, da er theils

nicht so viel Feinde, wie in der Nähe von Wohnungen, zu befürchten hat, theils mittelst seines schnellen Laufes die kleinen Säugethiere bald eingeholt, die er nicht unversehens überfallen kann. So wie er ein Thier verfolgt, hält er, gleich den Jagdhunden, die Nase nahe am Boden; sucht er aber erst die Ferte desselben auf, so läuft er hin und her und hebt von Zeit zu Zeit den Kopf in die Höhe und gegen den Wind. Sind die Zuckerrohre ihrer Reife nahe, so besucht er die Pflanzungen, und zwar nicht allein der vielen Mäuse wegen, die sich dort aufhalten, sondern auch um die Zuckerrohre selbst zu benagen. Er frisst aber nur einen kleinen Theil der Pflanze, denjenigen nämlich, der sich gleich über der Wurzel findet und den mehrsten Zucker enthält. Da er nun jedesmal zehn und mehr Pflanzen anbeißt, und die umgefallenen Rohre sogleich sauer und hiermit unbrauchbar werden, so richtet er zuweilen durch seine wiederholten Besuche in den Pflanzungen bedeutenden Schaden an.

Im Sommer und Herbst lebt er, wie ich schon oben bemerkt habe, allein. Im Winter aber, wo die Begattungszeit eintritt, suchen sich die beiden Geschlechter auf, und lassen alsdann des Abends und bei Nacht häufig den Laut A-gua-a, und nicht, wie Azara angiebt, gua-a-a, hören. Dieses Gebell erheben sie übrigens auch zu andern Jahreszeiten, besonders wenn eine Wetteränderung bevorsteht. Das Männchen und das Weibchen wählen sich nun ein gemeinschaftliches Lager, bald im dichtesten Gebüsche, bald unter losen Baumwurzeln oder in der verlassenen Höhle eines Tatu, welche sie in etwas vergrößern. Einen eigenen Bau, wie unser Fuchs thut, unternehmen sie nicht. Im Frühjahr, d. h. im Weinmonate, wirft das Weibchen in diesem Lager drei bis fünf Junge, die es in den ersten Wochen nur selten verläßt. Während dieser Zeit soll ihm, nach der Versicherung mehrerer Jäger, das Männchen einen Theil seines Raubes zu tragen. So wie aber die Jungen fressen können, so ge-

hen die Alten, wieder beide, auf die Jagd aus und versorgen ihre Brut gemeinschaftlich mit Nahrung. Gegen das Ende des Christmonats trifft man schon junge Aguarachay's an, welche der Mutter auf ihren Streifereien folgen. Zu dieser Zeit trennt sich das Männchen vom Weibchen, und auch dieses verläßt dann bald seine Jungen.

Der Aguarachay wird in Paraguay sehr häufig als Säugling eingefangen und gezähmt. Geschieht das letztere mit Sorgfalt, so kann er, wie schon Azara bemerkt, gewisser Maßen zum Hausthiere gemacht werden. So sah ich zwei Individuen, das eine bei Hrn. Espindola in St. Antonio, das andere auf einer Meierei bei Villa Real, welche beinahe eben so zahm, obschon nicht so folgsam, waren wie Haushunde. Beide hatte man noch ganz jung gefangen und einer säugenden Hündin, der man einige ihrer Jungen weggenommen hatte, ins Nest gelegt. Auf diese Art wurden sie mit den Hunden aufgezogen, mit denen sie sich gut vertrugen. Ihren Herrn lernten sie bald kennen, kamen auf seinen Ruf zu ihm, suchten ihn zuweilen von selbst auf, gauckelten mit ihm und beleckten seine Hände. Gegen unbekannte Personen waren sie gleichgültig; mit fremden Hunden aber vertrugen sie sich nicht; ihre Haare sträubten sich, so wie sie deren erblickten, und sie fiengen zu bellen an. Man konnte sie frei herumlaufen lassen, ohne daß sie zu entfliehen suchten, obgleich sie oft ganze Nächte hindurch von Hause abwesend waren. Indessen zeigten sie sich nicht sehr folgsam, und konnten weder durch Güte noch durch Gewalt zu etwas gezwungen, wohl aber durch Schläge von einer Handlung abgehalten werden. Der häusliche Zustand hatte ihre angestammte Lebensweise nur wenig verändert. Sie schlossen einen großen Theil des Tages hindurch, wachten gegen Abend auf, liefen dann einige Zeit im Hause herum und suchten sich ihre Nahrung auf, oder spielten mit ihrem Herrn. Mit einbrechender Nacht verließen sie das Haus und jagten, wie die wildlebenden Aguarachay's, im Wald und Feld, oder stahlen von den benachbarten Hüt-

ten Hühner und Enten weg. Gegen Morgen kehrten sie wieder nach Hause. Allein auch da war das zahme Geflügel nichts weniger als sicher vor ihnen, sobald sie dasselbe unbemerkt rauben konnten. So wie sie sich aber beobachtet glaubten, warfen sie kaum einen Blick auf die Hühner.

Da beide Thiere den Hunden, mit denen man sie aufgezogen hatte, sehr zugethan waren, so begleiteten sie dieselben gewöhnlich, wenn ihr Herr mit den letzteren auf die Jagd ritt, und halfen das Wild aufsuchen und verfolgen. Ich selbst habe mit diesen Füchsen mehrmals gejagt, und erstaunte über ihren äußerst feinen Geruch, indem sie im Aufsuchen und in Verfolgung einer Ferkel die besten Hunde übertrafen. War ein Wild aufgestochen, so verloren sie nie die Spur desselben, sie mochte auch noch so oft durch andere gekreuzt seyn. Am liebsten jagten sie Rebhühner, Acuti's, Tatu's und junge Feldhirsche, alles Thiere, denen sie auf ihren nächtlichen Streifereien nachzustellen gewohnt waren; auch große Hirsche, Pecari's, und selbst den Jaguar, halfen sie jagen. Dauerte aber die Jagd mehrere Stunden fort, so ermüdeten sie früher als die Hunde, und kehrten dann nach Hause zurück, ohne auf das Zurufen ihres Herren zu achten.

Bei dieser Gelegenheit beobachtete ich eine sonderbare Gewohnheit des Aguarachay, von welcher mir schon mehrere Jäger gesprochen hatten, und die ich nicht zu erklären weiß. Wenn er nämlich ein Stück Leder, oder einen Lappen Tuch oder sonst einen, ihm unbekannten, Gegenstand auf seinem Wege antrifft, so ergreift er denselben mit den Zähnen, trägt ihn eine Strecke weit und versteckt ihn dann in einem Gebüsch oder in hohem Grase, worauf er seinen Lauf fortsetzt, ohne später zu der Stelle zurückzukehren. Dieser Sitte wegen müssen die Reisenden, welche die Nacht unter freiem Himmel zubringen, ihre Zäume, Sattelgurten u. s. w. gut verwahren, sonst werden sie ihnen leicht von einem Aguarachay weggetragen, nicht aber, wie Azara behauptet, gefressen. So

wurde mir auf einer Reise ein Zaum, und einem meiner Reisegefährten ein Schnupftuch entwendet, die wir am andern Morgen, in einiger Entfernung von unserem Lager und in dichtem Gestrüpe, unversehrt fanden.

Der Balg des Aguarachay wird nur selten, sein Fleisch aber, das einen sehr widrigen Geschmack und Geruch hat, nie von den Einwohnern von Paraguay benutzt. Dennoch wird ihm, des Schadens wegen, den er unter dem zahmen Geflügel und in den Zuckerrohrpflanzungen anrichtet, häufig nachgestellt. Man fängt ihn entweder in Fallen oder schießt ihn des Abends auf der Lauer, oder hetzt ihn mit Hunden zu Tode. Diese letztere Art ihn zu tödten ist die gewöhnlichste. Man sucht ihn zu dem Ende aus dem Gebüsche, in welchem er sich versteckt hält, ins Freie zu treiben, wo ihn die Jäger zu Pferde, zugleich mit den Hunden, verfolgen können. Anfangs läuft er sehr schnell, so daß ihn die Reiter beinahe aus den Augen verlieren; nach einer Viertelstunde aber fängt er an zu ermüden, und wird nun bald eingeholt. Gegen die Hunde sucht er sich alsdann mit den Zähnen zu vertheidigen, wird aber sogleich von ihnen in Stücken zerrissen. Es hält übrigens zuweilen schwer genug, einen Aguarachay aus seinem Schlupfwinkel ins Freie hinaus zu treiben, indem ihm die Hunde in der Gewandtheit, durch das verschlungene Gebüsch und die stachlichten Bromelien durchzuschlüpfen, weit nachstehen.

Außer dem Menschen mag wohl der Agnarachay keinem anderen Feinde unterliegen, indem ihn sein scharfes Gehör und sein äußerst feines Geruchorgan vor jedem unversehenen Ueberfalle sichern, und er durch seinen schnellen Lauf der Verfolgung entgehen kann.

CANIS DOMESTICUS S. FAMILIARIS. L.

Der Haushund.

a.) *Der amerikanische Hund.*

Es ist wohl keinem Zweifel unterworfen, daß Amerika, schon vor dessen Entdeckung durch die Spanier, eine eigene Race von Haushunden besaß. Hr. von Humboldt beweist diese Thatsache *) theils durch die Geschichte der Eroberung von Amerika, theils durch einige Indianische Sprachen, in denen er ein eigenes Wort für den Haushund fand. Im Jahr 1535 trafen die Spanier, welche zu der Expedition von Alonso Herera gehörten, in Neu-Granada stumme Hunde an; nach Garcilasso fanden sich solche auch in Peru, wo sie von den Indianern von Xauxa und Huanca selbst göttlich verehrt wurden. Die Mexicaner hielten gleichfalls schon vor der Eroberung einen stummen Hund, den sie aßen, und dessen Fleisch später den Spaniern, vor Einführung des Rindviehes, so unentbehrlich war, daß er allmählig ganz ausgerottet wurde. **) Endlich bemerkt Hr. von Humboldt, daß sich in Canada jetzt noch stumme Hunde vorfinden. Ob aber in Südamerika jene Urrace von Hunden ganz zu Grunde gegangen sei, oder ob sich noch Ueberreste davon ausmitteln lassen, darüber giebt er keinen Aufschluß; er wirft bloß, da ihm, besonders in Quito und Peru, die große Anzahl von schwarzen, nackten Hunden auffiel, die Frage auf, ob diese Hunde schon vor der Eroberung in Amerika vorhanden gewesen, oder ob sie von den Portugiesen aus Afrika seien eingeführt worden.

Als Beitrag zu Hrn. von Humboldt's Angaben mögen folgende Resultate meiner Nachforschungen über den amerikanischen Hund in Paraguay dienen. Auch ich fand in den Sprachen mehrerer indianischen Stämme, wie der

*) Ansichten der Natur, Band I. Seite 87. und Voyage au nouveau continent. Tom. 2. pag. 624.

**) Clavigero Storia di Messico, T. 4. pag. 73.

Abiponer, der Payaguas, der Guaranis, der Lenguas u. s. w., einen eigenen Namen für den Hund, während diese Indianer alle anderen, von den Spaniern eingeführten Hausthiere mit dem spanischen Namen bezeichnen. In der abiponischen Sprache heißt der Hund Nètegink, in derjenigen der Lenguas Nektilaga, und auf Guaranisch Yagua. Ob in den zwei ersteren dieser Sprachen der Name des Hundes noch eine andere Bedeutung habe, ist mir unbekannt; von der Guaranischen hingegen weiß ich bestimmt, daß dieß nicht der Fall ist. Das Wort Yagua ist ein Stammwort, das man in vielen anderen Wörtern, immer mit der nämlichen Bedeutung, wieder findet, z. B. in den Namen Yaguarete, Körper des Hundes, Boiyagua, Hundsschlange, Yaguay, Hundswasser u. a. m. Dieses Dasein eines Namens für den Hund in den indianischen Sprachen, so wie die daraus zusammen gesetzten Benennungen von wildlebenden Thieren, von Wassern und Gegenden, beweisen wohl, daß die Indianer den Hund schon vor der Entdeckung von Amerika kannten.

Als einen Ueberrest dieser Urrace, obschon größtentheils mit den eingeführten europäischen Hunden gemischt, sehe ich aus mehreren, weiter unten anzuführenden Gründen einen kleinen, schwachen, haarlosen Hund an, der häufig in Südamerika vorkommt. Die allgemeinen Kennzeichen desselben sind: ein im Verhältniß zum Rumpfe in etwas kleiner Kopf, eine spitze Schnauze, aufrecht stehende oder wenigstens nur mit der Spitze nach vorn überhängende Ohren, ein fatter Rumpf, feine Extremitäten und ein spindelförmiger, meist hängender Schwanz, endlich noch eine haarlose dunkelaschgraue, in etwas ins blaue spielende Haut, die zuweilen einige fleischfarbene Flecken hat. Diese Race hat mit dem sogenannten türkischen Hunde (*canis aegypticus*), der aus Afrika stammen soll, große Aehnlichkeit, wird aber in Amerika nicht für afrikanischen Ursprungs gehalten. Man nennt sie nämlich *Perro chino*. *Perro* heißt so viel als Hund; das Wort *chino* aber hat, in Amerika wenigstens, zweierlei Bedeu-

tung. In der reinen spanischen Sprache will es Chinese oder Chinesisch sagen, in einigen Theilen von Südamerika aber, namentlich in Paraguay, wo diese Sprache mehr oder weniger verdorben ist, bedeutet es auch Indianer oder Indianisch. *) Es ist also mehr als wahrscheinlich, daß durch die Benennung *Perro chino* ein einheimischer, und nicht ein chinesischer Ursprung, für welchen kein Grund vorhanden war, sollte angedeutet werden, und wenn Hr. von Humboldt das Gegentheil vermuthete, so geschah dieß wohl nur darum, weil ihm der Doppelsinn des Beiwortes *chino* unbekannt war.

Wichtiger noch als dieser Name des nackten Hundes ist die Thatsache, daß er in größerer Anzahl als jede andere Race über das ganze, warme Südamerika verbreitet ist, obschon er, seiner Häßlichkeit und Unbrauchbarkeit wegen, gering geschätzt wird und man also seine Vermehrung eher zu hindern als zu begünstigen sucht. Eben so merkwürdig ist der Umstand, daß sich die nackten Hunde weniger mit den anderen Racen mischen, als es diese unter sich thun, und daß, wenn auch eine Vermischung statt findet, die Jungen gewöhnlich der Mutter nachschlagen. So habe ich in Paraguay nie eine behaarte Hündin gesehen, welche haarlose oder nur halbbeharte, noch eine nackte Hündin, welche halb oder ganz behaarte Junge geworfen hätte. Jedoch findet man zuweilen, obwohl nur selten, einen nackten Hund, dessen Haut mit einigen wenigen, borstenartigen, weißen Haaren besetzt ist. Ferner trifft man noch bei dieser Race Individuen an, welche nicht bellen, sondern nur heulen können; ich sah sogar deren zwei, die keinen anderen Laut, als eine Art von Gewinsel, von sich zu geben vermochten. Diese Stimmlosigkeit muß übrigens bei den nackten Hunden noch häufig genug vorkommen, denn mehrere Eigenthümer von großen Meiereien, wo immer sehr viele

*) In Paraguay bezeichnet man den Indianer öfter durch den Namen *Chino* als durch den von *Indio*; will man aber von einem Chinesen reden, so sagt man *Chino de la gran China*.

Hunde gehalten werden, versicherten mich, öfters Hunde von dieser Race besessen zu haben, die weder bellen konnten, noch bei Züchtigungen starke Töne von sich gaben.

Nimmt man nun alles zusammen, was ich über den nackten Hund von Südamerika gesagt habe, so wird man die Vermuthung nicht zu gewagt finden, daß derselbe ein Abkömmling des stummen, haarlosen Hundes sei, welchen die Spanier bei Entdeckung des neuen Welttheiles als ein Hausthier der Indianer *) vorfanden.

b.) Der eingeführte europäische Haushund.

Die Spanier führten in Paraguay mehrere Racen von Haushunden ein; keine derselben ist aber rein geblieben; sie haben sich im Gegentheile so sehr mit einander vermischt, daß es bei den mehrsten paraguayischen Hunden unmöglich ist, die Race anzugeben, von der sie abstammen. Die Racen, von welchen ich einzelne Kennzeichen am häufigsten bemerkt habe, sind der Fleischerhund, der Windhund, der spanische Wachtelhund und der Schäferhund. Seltener sind Bastarden von Pudel, von der Dogge und vom Pommer. Bei einer solchen Vermischung der verschiedensten Racen, von großen Hunden mit kleinen, von starken mit schwachen, läßt sich wohl erwarten, daß die Hunde in Paraguay nichts weniger als schön sind. Das vielfache Kreuzen der Racen hat aber nicht nur auf ihre Gestalt, sondern auch auf ihre Stärke und ihre intellektuellen Fähigkeiten einen sehr nachtheiligen Einfluß ausgeübt. Starke Hunde nämlich, wie gemeinlich in Europa die Fleischerhunde, die Doggen und die Schäferhunde sind, findet man nur wenige in Paraguay, so daß es oft schwer hält, eine gute Meute für die Jagd des Jaguar zusammen zu bringen. Ferner zeigen sie beinahe gar keine Gelehrigkeit und wenig Anhänglichkeit an ihren

*) Die Indianerinnen haben jetzt noch eine große Zuneigung zu jenen haarlosen Hunden, und ziehen deren nicht selten neben ihren Kindern an ihrer Brust auf.

Herrn. Was ihnen aber an Kraft und Intelligenz abgeht, wird durch die Schärfe ihrer Sinne und durch ihren Muth ersetzt. Beinahe alle haben einen feinen Geruch, so daß man sie fast ohne Ausnahme zur Jagd gebrauchen kann; ferner besitzen sie, gleich den Windhunden, ein scharfes Auge und ein eben so scharfes Gehör, welches letztere vorzüglich bei denen der Fall ist, die gerade aufstehende Ohren haben.

Die geringe Anhänglichkeit an ihren Herrn hat zur Folge, daß sie zuweilen denselben verlassen, in unbewohnte Gegenden ziehen und verwildern. *) Jedoch geschieht dieß in Paraguay nur selten; in der Banda oriental und den Pampas von Buenos-Ayres hingegen stößt man häufig auf ganze Truppen verwildeter Hunde, auf Spanisch Perros zimirones genannt, die sich übrigens weder durch ihre Größe, noch durch ihre Gestalt oder Farbe, von den zahmen unterscheiden. Diese Thiere graben sich dort in den weiten Ebenen Höhlen in die Erde, theils um ihre Jungen darin aufzuziehen, theils zu ihrem eigenen Schutze gegen Kälte und Regen. Sie leben von der Jagd; Kaininchen, Tatus, Rehe und Hirsche, besonders aber Kälber und Füllen der wilden und zahmen Heerden, die vor der Revolution in zahlloser Menge auf jenen Ebenen weideten, sind ihre Nahrung. Sie jagen entweder allein oder, wie es zuweilen die Wölfe thun, auch truppweise. Den Menschen greifen sie nicht an, vielmehr fliehen sie bei seinem Anblicke. Jung gefangen lassen sie sich leicht zähmen und unterscheiden sich dann von den anderen Haushunden nur durch schärfere Sinne und größeren Muth.

Bei der großen Anzahl sowohl zahmer als verwildeter Hunde, die sich in Paraguay und südlicher, längs dem Paranastrome, finden, ist es ein Glück, daß in diesen Ländern, überhaupt, so viel ich weiß, in ganz Südamerika, die Hundswuth eine unbekannte Krankheit ist; ein

*) Man sieht nicht ein, warum der Prinz zu Wied (Beiträge zur Naturgeschichte Brasiliens Band II. Seite 333.) einer so bekannten Thatfache widerspricht.

Beweis, daß Hitze und schnelle Abwechslung der Temperatur zur Erzeugung dieser Krankheit wenigstens nicht hinreichen. Wohl hört man zuweilen Geschichten von tollen Hunden, welche Menschen und Thiere sollen gebissen haben; spürt man aber solchen Erzählungen nach, so er giebt sich immer, daß die Gebissenen nicht von der Wuth befallen wurden. Ich selbst habe mehrere Hunde, die man für toll ausgab, einfangen lassen und Wochen lang beobachtet, konnte aber nie die geringste Spur von Wasserscheu an ihnen bemerken. Diese Hunde waren entweder von Natur böseartig, oder hatten irgend eine Wunde, in der sich Würmer erzeugten, was sie zuweilen beinahe rasend macht, oder sie litten an einer Darmentzündung, wobei sie aber nicht nur keinen Widerwillen gegen das Getränk, welches ich ihnen vorsetzte, zeigten, sondern im Gegentheile dasselbe begierig auflappten.

Eine andere, in Europa gemeine Krankheit, welcher die Hunde in Paraguay gleichfalls nicht ausgesetzt sind, ist die sogenannte Sucht. Hingegen trifft man nicht selten Hunde an, die von einer Art von Rachitis befallen sind. Bei diesen Individuen haben sich der Kopf, der Rumpf und der Schwanz immer gehörig entwickelt, die Extremitäten aber sind im Verhältnisse zu diesen Theilen viel zu kurz, zugleich verdreht, wie bei den Dachshunden, und an den Gelenken mit knöchernen Auswüchsen besetzt. Ich sah solche Hunde, die von der Spitze der Schnauze bis zur Schwanzwurzel drei Fuß maßen und nur vier Zoll hohe Beine hatten.

Gen. F E L I S. L.

FELIS ONCA. L.

Der Jaguar.

Der Jaguar, felis onca, in der guaranischen Sprache, welche in Paraguay üblich ist, Yaguarete, d. h. Körper

des Hundes genannt, wurde ehemals bald mit afrikanischen, bald mit kleineren amerikanischen Katzenarten verwechselt. Don Felix de Azara war der erste, welcher die unterscheidenden Kennzeichen dieser Katze richtig angab, und einige Umstände über ihre Lebensart, diese jedoch nicht nach eigenen Beobachtungen, hinzu fügte. Alle späteren Reisebeschreiber, welche den östlichen Theil von Südamerika besucht haben, erwähnen des Jaguars, ohne uns mehr als Azara zu belehren. Die vollständigste Beschreibung und die treffendsten Abbildungen sind von Hr. Fr. Cuvier, in seinem Werke über die Säugethiere, nach zweien Individuen, welche sich in der Menagerie von Paris befanden, geliefert worden. Diese beiden Jaguare, die der Verfasser für junge, nicht ausgewachsene, Thiere hielt, mußten, nach dem angegebenen Maasstabe zu urtheilen, ihr volles Wachsthum erreicht haben; auch die Farbe und die Zeichnungen ihres Felles waren so, wie man dieselben am gewöhnlichsten antrifft. Dessen ungeachtet, da ich auf meinen Reisen Gelegenheit fand, sehr viele Felle von Jaguaren zu vergleichen, und lebende Individuen, sowohl im freien Zustande, als in Gefangenschaft, zu beobachten, glaube ich den Beschreibungen der Herrn Azara und Cuvier noch einige Bemerkungen über die Abweichungen in der Farbe, über das Vaterland und über die Lebensart dieses Raubthieres hinzufügen zu können.

Der Jaguar ist mit kurzen, dicht stehenden, geraden, in etwas glänzenden, und weich anzufühlenden Haaren bedeckt, welche im Inneren des Ohres, an der Kehle, dem unteren Theile des Halses, der Brust und dem Bauche in etwas länger sind als am übrigen Körper. Einige, zwei bis vier Zoll lange, steife, borstenartige Haare stehen über jedem Auge, auf beiden Seiten über der Oberlippe und in der Mitte beider Backen hervor. Streichelt man des Nachts einen Jaguar, so hört man ein Knistern, und sieht zu Zeiten aus den Haarspitzen elektrische Funken springen. Die Grundfarbe seines Felles, dessen Haare in ihrer ganzen Länge gleichfarbig sind, ist bei den meisten

Individuen röthlichgelb, ausgenommen im Inneren des Ohres, an der Schnauze, der unteren Kinnlade, der Kehle, dem unteren Theile des Halses, an der Brust, der inneren Seite der vier Extremitäten, an dem Bauche und gegen das Ende des Schwanzes, wo sie weiß ist. Das ganze Fell ist theils mit kleineren, schwarzen, kreisförmigen, länglichten, oder unregelmäßig gestalteten, theils mit grösseren gelblichrothen, schwarzumrandeten, und in ihrer Mitte mit einem oder zweien schwarzen Punkten besetzten Flecken besprengt. Die schwarzen, vollen Flecken finden sich besonders am Kopfe, am Halse, an den vier Extremitäten, der unteren Seite des Körpers und an dem Schwanze. Wo die Grundfarbe des Felles die weisse ist, da sind sie in geringerer Anzahl, aber grösser und unregelmässiger, als an den übrigen Theilen; besonders ist dieß der Fall mit der inneren Seite der Beine, wo sie oft Querstreifen bilden. Auch an der hinteren Körperhälfte sind sie, sowohl auf der röthlichgelben als auf der weissen Grundfarbe, grösser als an der vorderen und bilden am unteren Drittheile des Schwanzes, dessen Ende schwarz ist, zwei bis drei volle Ringe. Ueber die Brust sind sie oft wie ein Brustriemen gereiht. Beständig findet sich ein schwarzer Flecken an jedem Mundwinkel, und ein anderer, mit einem weissen oder gelben Punkte in der Mitte, bedeckt den hinteren Theil des Ohres. Die gelblichrothen, schwarzumrandeten Flecken finden sich am Nacken, an den Schultern, den Seiten des Rumpfes und den Weichen. Ihre Zahl ist gering, ihr Umriss mehr oder weniger kreisförmig und ihr Durchmesser von zwei bis drei Zollen. Auf dem Rücken fließen sie in einen unregelmässigen Streifen, der sich auf dem Kreuze in zwei theilt, zusammen. An den Seiten des Körpers bilden sie aber keine mit dem Rücken gleich laufenden Reihen, wie dieß bei anderen Katzenarten der Fall ist. Uebrigens trifft man kaum zwei Jaguarfelle an, auf denen die schwarzen vollen Flecken, mit Ausnahme derer an den beiden Mundwinkeln, den Ohren und dem Ende des Schwanzes, in

gleicher Anzahl vorhanden oder gleich vertheilt wären. Eben so verhält es sich mit den ringförmigen Flecken; nur ist bei diesen, wie schon Hr. F. Cuvier bemerkt hat, das beständig, daß nie mehr als fünf, höchstens sechs, derselben in eine, auf den Rückgrat senkrechte, Linie fallen.

Der weibliche Jaguar ist im Allgemeinen von etwas bläserer Farbe, als der männliche, auch hat er weniger ringförmige Flecken am Halse und auf den Schultern, mehr aber, obschon kleinere, auf den Seiten des Körpers.

Dieses wären die Farbe und die Zeichnungen des Jaguars, wie man sie am häufigsten antrifft. Nun gibt es aber eine Menge von Abänderungen derselben. Nicht nur ist kein Fell ganz gleich gefleckt wie das andere, sondern sie weichen oft in ihrer Grundfarbe ganz von einander ab. Diese Verschiedenheit sah ich am auffallendsten in einer Sammlung von zwanzig und einigen Fellen, welche der Kommandant von Villa-Real, ein großer Liebhaber der Jaguarjagd, zusammen gebracht hatte. Ein Fell war durchgehends graulichweiß, und ohne schwarze Zeichnung; nur bemerkte man eine dunklere Schattierung an den Stellen, wo die schwarzen, vollen, und der schwarze Rand der gelblichrothen Flecken erscheinen sollten. Schon Azara sah in Paraguay ein solches Fell und hielt es für das eines Albinos; eine Meinung die mir um desto wahrscheinlicher vorkommt, da nach der Versicherung des Jägers, welcher den Jaguar, von dessen Fell hier die Rede ist, erlegt hatte, die Haut unter den Haaren und die Klauen des Thieres gleichfalls weiß gewesen waren. Bis man aber ein lebendes Individuum dieser Art untersucht haben wird, läßt sich nicht ausmachen ob die weiße Farbe eine natürliche Abänderung oder Krankheit sey. In den übrigen Fellen gieng die Grundfarbe vom weißlichgelben zum gelben, röthlichgelben, gelblichrothen, röthlichbraunen, rothbraunen, kastanienbraunen und endlich zum schwarzen über. Die schwarze, so wie die kastanienbraune Farbe gehört zu den seltenen; doch habe ich theils in Paraguay, theils in Brasilien

mehrere solche Felle zu Gesichte bekommen. Obschon nun alle Häute dieser Sammlung so sehr in ihrer Grundfarbe von einander abwichen, so ließen sich doch bei allen die charakteristischen Unterscheidungszeichen des Jaguar's, nämlich die oben beschriebene Gestalt und Vertheilung der Flecken, nachweisen. Die schwarzen Häute brauchte man nur von der Seite anzusehen, um die noch dunkleren Flecken gewahr zu werden. Bei denselben waren auch die gewöhnlich weissen Theile des Körpers schwarz, nur in etwas blasser, und bei einem dieser Felle fand ich sie kastanienbraun.

In der GröÙe des Jaguars zeigt sich ebenfalls eine nicht geringe Verschiedenheit. Als Normalmaafs kann man die Dimensionen annehmen, welche Hr. F. Cuvier von dem männlichen Jaguar, der sich in der Menagerie zu Paris befand, angiebt. Sie sind:

3' 8" vom Hinterhaupte bis zur Schwanzwurzel; 11" Länge des Kopfes; 2' 2" Länge des Schwanzes; 2' 6" mittlere Höhe.

Das Weibchen ist gewöhnlich $\frac{1}{17}$ kürzer und $\frac{1}{12}$ niedriger als das Männchen.

Ich habe nur wenige Jaguare, und das bloß längs dem Paranastrome zwischen dem sieben und zwanzigsten und vier und dreißigsten Grade südlicher Breite, gesehen, welche diese Dimensionen um einige Linien übertrafen. Wohl hörte ich oft von Jaguaren sprechen, die eine Höhe von beinahe drei Fuß sollten erreicht haben; man trügt sich aber sehr leicht bei diesen Mefsungen, indem man die gerade ausgestreckten Zehen des todten Thieres mit mißt und also zur Höhe rechnet, noch unrichtiger sind die an den Fellen genommenen Maafse, weil dieselben beim Trocknen stark gespannt und ausgedehnt werden. In Paraguay, zwischen dem drei und zwanzigsten und sieben und zwanzigsten Breitengrade, traf ich selten einen Jaguar an, welcher die oben angeführte GröÙe erreicht hätte, und im nördlichen Theile dieses Landes sind sie schon merklich kleiner als im südlichen. Bei der

Vergleichung der in Paraguay aufbewahrten trocknen Häute dieses Thieres mit denen, welche ich mir in der südlicher gelegenen Provinz Entre-Rios verschafft hatte, fand ich die letzteren immer zwei, drei bis vier Zoll länger und breiter als die ersteren. Noch kleiner als die Jaguare aus Paraguay scheinen die zu seyn, welche im nördlichen Brasilien vorkommen. Wenigstens waren alle Felle dieser Katzenart, die ich in Bahia und Pernambuco sah, sehr klein. Auch nach den neueren Reisebeschreibungen zu urtheilen, müssen dort die Jaguare denen am südlichen Theile des Paranastromes an Gröfse, Stärke und Muth weit nachstehen.

Wenn man die vielen Abänderungen in Farbe und Zeichnung, und die, je nach den Ländern die er bewohnt, verschiedene Gröfse des Jaguars betrachtet, so könnte man sich leicht verleiten lassen, mehrere Arten dieses Raubthieres anzunehmen. Ich habe aber, bei der großen Anzahl von Fellen, und lebender sowohl als todter Individuen, die mir zu Gesichte kamen, zwischen den zwei oder drei Arten, die man aufzustellen versucht sein dürfte, immer eine solche Reihe von Uebergängen gefunden, dafs man nur die Verschiedenheit der Extreme, nicht aber die der Zwischenglieder gewahr wird. Noch ein anderer Grund für die Nichtannahme mehrerer Arten ist für mich das Gröfseverhältnifs, in welchem alle Theile des Körpers zu einander stehen, und das ich auch bei den, in Farbe und absoluter Gröfse verschiedensten Jaguaren immer gleich fand. Nun ist mir im ganzen Thierreiche kein Beispiel bekannt, wo dieses Verhältnifs bei zwei unzweifelhaften Arten das nämliche wäre. Ich muß jedoch bemerken, dafs man, obschon selten, Jaguare antrifft, deren Schwanz und Extremitäten in Vergleichung mit dem Körper in etwas zu kurz sind. Dieses Mifsverhältnifs rührt aber nach meinen anatomischen Untersuchungen von einer Art von Rachitis her, welche sich in Paraguay nicht nur bei verschiedenen Säugethieren, sowohl wilden als zahmen, sondern auch bei einigen Gattungen von Vögeln vorfindet.

Der Jaguar bewohnt das warme und gemäßigte Südamerika, von den Ufern des Orinoco an bis an die Mündung des La Platastromes. Nirgends aber mag er häufiger angetroffen werden als längs den Strömen Parana, Paraguay und Uruguay. Es ist wohl nicht zu bezweifeln, daß die zahlreichen Viehheerden, welche in den Ebenen von Buenos-Ayres, von der Banda Oriental, von Entre-Rios und von Paraguay weideten, und die Gleichgültigkeit, mit welcher die Besitzer dieser großen Heerden den, von den Jaguaren angerichteten Schaden, ansahen, die Vermehrung dieser Thiere in jenen Gegenden begünstigten. Da man aber zugleich am Parana und am Uruguay, zwischen dem sieben und zwanzigsten und vier und dreissigsten Breitengrade, die größten, stärksten und furchtbarsten Jaguare findet, und da sie zwischen diesen Breiten in Farbe und Zeichnung, den Unterschied der Geschlechter ausgenommen, am wenigsten von einander abweichen, während sie hingegen in Paraguay und im nördlichen Theile von Brasilien weit aus kleiner sind, und die oben angegebenen Verschiedenheiten dort häufig unter ihnen vorkommen, so möchte fast eben so wenig zu bezweifeln sein, daß das wahre Vaterland dieses Raubthieres das gemäßigte Südamerika zwischen den angeführten Breiten sey.

Das Aussehen des Jaguars ist in etwas schwerfällig, und hat mehr einen Ausdruck von Kraft als von Gewandtheit. Sein Körper ist lange nicht so schlank als der des Leoparden oder des Tigers; auch sind die Extremitäten und der Schwanz im Verhältnisse zum Rumpfe kürzer wie bei jenen Katzen; sein Gang erscheint daher auch in etwas plump. Jedoch im Falle der Noth fehlt es ihm keineswegs an Leichtigkeit in den Bewegungen, was besonders bei dem Weibchen zutrifft, welchem die Natur den kleineren Körperbau durch einen schlankeren Wuchs, also geringere Kraft durch Gewandtheit, ersetzt hat. Sein Auge ist unstät, des Nachts oft leuchtend, sein Blick lebendig und wild; in der Dämmerung sieht er sehr scharf,

weniger bei Nacht; vom hellen Sonnenlichte wird er geblendet. Sein Geruch scheint, wie bei allen Katzen, schwach zu sein, wenigstens wittert er seine Nahrung nur auf sehr geringe Entfernungen. Weit schärfer ist sein Gehör. Seine Kraft endlich, besonders in der vorderen Hälfte des Körpers, ist für ein Thier von seinem Wuchse ungemein groß, und kann nur mit der des Tigers und des Löwen verglichen werden.

Der Jaguar bewohnt in seinem Vaterlande die bewaldeten Ufer der Ströme, Flüsse und Bäche, den Saum der Waldungen die nahe an Sümpfen liegen, und das Mohrland wo über sechs Fuß hohe Gras- und Schilfarten wachsen. Auf offenem Felde und im Inneren der großen Wälder zeigt er sich selten und nur wenn er aus einer Gegend in die andere zieht. Er hat kein bestimmtes Lager und gräbt sich keine Höhlen; wo ihn die Sonne überrascht, da legt er sich ins Dickicht des Waldes oder in den hohen Schilf und verweilt dort den Tag über. In der Morgen- und Abenddämmerung, auch bei hellem Mond- oder Sternenschein geht er auf Raub aus, nie aber in der Mitte des Tages oder bei sehr dunkler Nacht. In bewohnten Gegenden zieht er sich bald nach Sonnenaufgang in seine Schlupfwinkel zurück, und verläßt dieselben des Abends auch später als in den Wildnissen, wo ich mehrere noch Morgens um neun Uhr und Abends bei schon untergehender Sonne im Freien angetroffen habe.

Seine Nahrung sind alle Säugethiere, deren er habhaft werden kann, nur das Fleisch seiner eigenen Art kostet er nicht; wenigstens wollten Jaguare, die in Gefangenschaft gehalten waren, und weder Katzen- noch Hundefleisch verschmähten, nie das Fleisch eines erlegten Jaguars berühren. Azara fand in seinem Kothe Stacheln des *Sphiggurus spinosa*, und ich in seinem Magen Theile von Ratten und *Acutis*, so daß er auch auf kleinere Thiere Jagd machen muß. Eben so beschleicht er im Schilfe größere Sumpfvögel und weiß Fische sehr gewandt aus

dem Wasser zu ziehen. Ob er aber auch den Caiman angreife, wie Einige behaupten, will ich lassen dahin gestellt seyn; mir kommt es aus mehreren Gründen unwahrscheinlich vor. Hamilton's Erzählung über den Krieg zwischen diesen beiden Thieren ist ein albernes Märchen.

Für einen geübten Jäger ist es nichts seltenes, den Jaguar auf seinen Jagden beobachten zu können, besonders längs dem Paraguayastrome. Man sieht ihn dann langsamen und leisen Schrittes dem Ufer nach hinschleichen, wo er den großen Cavien und den Fischottern nachstellt. Von Zeit zu Zeit bleibt er, wie horchend, stehen, und sieht aufmerksam um sich, nie aber konnte ich bemerken, daß er, durch den Geruch geleitet, mit zur Erde gestreckter Nase die Spur eines Wildes verfolgt hätte. Hat er, zum Beispiele, eine Cavia bemerkt, so ist es unglaublich mit welcher Umsicht und Geduld er sich derselben zu nähern sucht. Wie eine Schlange windet er sich auf dem Boden hin, hält sich dann wieder minutenlang ruhig, die Stelle seines Opfers zu beobachten, und macht oft weite Umwege, um demselben von einer anderen Seite, wo er weniger bemerkt werden kann, beizukommen. Ist es ihm gelungen sich ungesehen dem Wilde zu nähern, so springt er in einem, selten in zwei Sätzen auf dasselbe hin, drückt es zu Boden, reißt ihm den Hals auf, und trägt das noch im Todeskampfe sich sträubende Thier im Munde in das Dickicht. Oefters aber verräth ihn das Knistern der, unter seinem Gewichte sich brechenden, dünnen Reiser, ein Geräusch auf welches auch die Schiffer achten, wenn sie am Ufer des Stromes ihr Nachtlager aufschlagen, oder die Cavien wittern ihn schon von ferne und stürzen sich mit einem lauten Schrei ins Wasser. Man will aber schon Jaguare gesehen haben, welche hinter den Cavien her ins Wasser sprangen, und sie im Augenblicke des Untertauchens erhaschten. Hat er seinen Sprung auf das Wild verfehlt, so geht er sogleich und wie beschämt schnellen Schrittes weiter, ohne sich nur umzusehen. Im Augenblicke wo er ein Thier beschleicht,

ist seine Aufmerksamkeit so sehr auf dasselbe gerichtet, daß er nicht achtet was um ihn her vorgeht, und sogar starkes Geräusch nicht wahrnimmt. Kann er sich dem Wilde nicht nähern, ohne bemerkt zu werden, so legt er sich im Gebüsch auf die Lauer. Seine Stellung ist alsdann die einer Katze, welche auf eine Maus paßt, niedergeduckt, doch zum Sprunge fertig, das Auge unverwandt nach dem Gegenstande seiner Raubgier gerichtet, und nur den ausgestreckten Schwanz hin und wieder bewegend. Aber nicht immer geht der Jaguar dem Wilde nach; oft versteckt er sich bloß in das Röhricht der Sümpfe und am Ufer kleiner Bäche und erwartet hier ruhig die zur Tränke gehenden Thiere. Obschon er sehr gut klettert, so lauert er doch nie auf Bäumen.

Den Einwohnern von Paraguay richten die Jaguare oft bedeutenden Schaden in Viehheerden an. Sie stellen besonders dem jungen Hornvieh, den Pferden und Mauleseeln nach. Daß sie aber, wie Azara erzählt, diesen Thieren auf eine sehr gewandte Art das Genick brechen, habe ich weder beobachten, noch bei den todten Thieren Spuren davon auffinden können. Im Gegentheile habe ich immer bemerkt, daß der Jaguar seiner Beute, wenn sie in einem großen Thiere besteht, den Hals aufreißt, kleinere aber bloß durch einen Biß in den Nacken tödtet. Stiere und Ochsen greift er selten, und nur in der Noth an; sie gehen muthvoll auf ihn los und verscheuchen ihn. In Paraguay hört man zuweilen sonderbare Erzählungen von solchen Kämpfen, und mehrmals sollen Menschen durch den Muth eines Stieres gerettet worden seyn. Die Kühe sogar vertheidigen oft ihr Junges mit Vortheil gegen den Jaguar, werden aber dabei immer schwer verwundet. Daß bei dessen Annäherung das Hornvieh sich in einen Kreis stelle, und die Jungen in die Mitte aufnehme, wie hier und da erzählt wird, ist ein Märchen. Im Gegentheile zieht sich die ganze Herde sogleich ins offene Feld zurück, und bloß die Stiere und Ochsen bleiben, unter Gebrüll die Erde mit den Hörnern und

den Füßen aufwerfend, kampflustig in der Nähe des Feindes. Pferde und Maulesel werden dem Jaguar zur leichten Beute, wenn sie sich den Wäldern nähern. Die ersteren suchen sich noch hier und da durch die Flucht zu retten; die Maulesel aber werden durch den bloßen Anblick des Raubthieres so geschreckt, daß sie ohne Bewegung bleiben oder gar zu Boden stürzen, ehe sie noch angefallen werden. Dagegen haben sie einen weit feineren Geruch als die Pferde, wittern den Feind bei günstigem Winde von weitem und setzen sich somit weniger der Gefahr aus. Bloß Hengste sollen sich durch Beißen und Schlagen gegen den Jaguar vertheidigen, wenn sie nicht schon durch den ersten Sprung zu Boden geworfen werden.

Hat der Jaguar ein kleineres Thier erlegt, so zehrt er dasselbe mit Haut und Knochen sogleich auf; von größeren Thieren, wie Kälbern, Pferden, frist er bloß einen Theil, ohne Vorliebe für dieses oder jenes Stück des Körpers zu zeigen; nur die Eingeweide berührt er alsdann nicht. Nach der Mahlzeit zieht er sich in den Wald zurück, ohne sich jedoch gewöhnlich mehr als eine Viertelstunde weit von der Stelle zu entfernen, und überläßt sich dem Schlafe. Des Abends oder des anderen Morgens kehrt er zu seiner Beute zurück, zehrt zum zweiten Male davon und überläßt dann den Rest den Geiern. Mehr als zweimal frist kein Jaguar von einem getödteten Thiere, und noch weniger würde er ein Aas berühren. Einige kehren, nachdem sie sich gesättigt haben, sogar nicht zu ihrem Raube zurück. Diese gehören gewöhnlich zu den wildesten; die zugleich schon öfters gejagt worden sind. Hat der Jaguar seinen Fang in einiger Entfernung vom Walde gemacht, so schleppt er das erlegte Thier, es mag auch noch so schwer seyn, dem Gebüsche zu. Unmöglich ist aber, daß er, wie Azara zu verstehen gibt, mit einem Pferde im Maul über einen Fluß schwimmen könne; hingegen habe ich die andere Thatsache, die Azara zum Beweise seiner Stärke anführt, selbst beobachtet, nämlich daß ein Jaguar, der von zwei zusammengekup-

pelten Mauleseln oder Pferden das Eine getödtet hat, das todte Thier trotz des Sträubens vom Lebenden eine große Strecke Weges fortschlept. Uebrigens mag das Entsetzen, welches fast alle Thiere beim Anblicke des Jaguars ergreift, dem angebundenen Maulesel oder Pferde den größten Theil seiner Kraft benehmen.

Der Jaguar tödtet nie mehr als ein Stück Vieh auf einmal, wie schon aus dem eben angeführten Beispiele zu sehen ist. Der Grund dieser geringen Mordlust ist ohne Zweifel, daß er mehr das Fleisch als das Blut der Thiere liebt; denn der Cuguar, eine andere amerikanische Katzenart, welche das frische Blut dem Fleische weit vorzieht, tödtet oft in einer Nacht zwanzig und mehr Schafe.

Der Jaguar, der Einöden bewohnt, scheut den Menschen; so wie er seiner ansichtig wird, flieht er, oder sieht ihn neugierig, aber bloß aus der Ferne, an. Nicht selten stießen wir, während einer Reise in die Wildnisse des nördlichen Paraguay, auf einen oder mehrere derselben, die entweder ins Dickicht des Waldes flohen, oder sich an seinem Saume niedersetzten und unseren Zug ganz kaltblütig von weitem betrachteten. Es ist auch ohne Beispiel, daß in den unbewohnten Waldungen, wo das Paraguaykraut gesammelt wird, ein Mensch von einem Jaguar sei zerrissen worden. Diejenigen aber, welche sich in bewohnten Gegenden oder an Flüssen, wo viel Schifffahrt getrieben wird, aufhalten, verlieren leicht die Scheu vor den Menschen, und greifen, wenn es sie hungert, auch ihn an. Hat ein Jaguar einmal Menschenfleisch gekostet, so wird ihm dieß zur liebsten Speise, und nun fällt er nicht nur den Menschen an, wenn er von ungefähr auf ihn stößt, sondern er sucht ihn sogar gierig auf. So hat man besonders am Parana zwischen dem dreißigsten und zwei und dreißigsten Breitengrade, wo die größten und wildesten Jaguare sich vorfinden, jährlich der traurigen Beispiele genug, daß unvorsichtige Schiffer von diesen Thieren zerrissen werden. Sie sollen sich sogar, der allgemeinen Sage nach, des Nachts bis auf die, am

Ufer angebundene Fahrzeuge gewagt und aufgehängtes Fleisch oder Hunde weggeschleppt, ja einst einen Matrosen tödlich verwundet haben. Solche Beispiele kommen in Paraguay selten vor; jedoch büßt hin und wieder ein Mensch, gewöhnlich aber aus Unvorsichtigkeit, durch einen Jaguar sein Leben ein. Da die Schiffer die Gewohnheit haben, bei widrigem Winde ihre Abendmahlzeit am Ufer zu bereiten, so werden sie wohl auch von diesem Raubthiere heimgesucht. Meistens aber läuft der Besuch unblutig ab, indem die Schiffer sich beim geringsten Geräusche an Bord flüchten, und der Jaguar mit dem, am Feuer bratenden Fleische fürlieb nimmt. Man sieht hieraus, daß dieser keineswegs das Feuer scheut, wie von anderen Katzenarten erzählt wird. Auch legen sich die zahmen Jaguare gleich Katzen ans Feuer hin.

Nach Azara soll ein Jaguar, der einen Trupp schlafender Menschen antrifft, erst die Neger oder die Indianer, und nachher nur die Weißen tödten. Diefß ist ein Irrthum; denn der Jaguar tödtet, gleich wie bei den Thieren, nie mehr als einen Menschen auf einmal, wenn er sich nicht etwa vertheidigen muß; hingegen ist an der Sache so viel wahr, daß er vorzugsweise den Neger oder Mulatten anfällt. Auch den Indianer zieht er dem Weissen vor. Diefß geht so weit, daß sich in Paraguay ein Weißer, der unter freiem Himmel an einem gefährlichen Orte die Nacht zubringen muß, für ganz sicher hält, wenn er Schwarze oder Indianer zu Begleitern hat. Beim Löwen wird eine ähnliche Vorliebe für das Fleisch des Negers bemerkt. Wahrscheinlich hat die stark riechende Hautausdünstung der farbigen Menschen etwas Anziehendes für diese Raubthiere.

Die Paraguayer erzählen, daß Menschen, welche am Tage unversehens auf einen Jaguar gestossen seien, diesen im Augenblicke seines Sprunges durch einen lauten Zuruf, oder durch ein unverwandtes und starres Anschauen zurückgeschreckt hätten. Da man ähnliche Beobachtungen bei Löwen und Tigern gemacht haben will, so ist

möglich, daß diesen Erzählungen Thatsachen zum Grunde liegen; indessen glaube ich, daß so verscheuchte Jaguare entweder noch kein Menschenfleisch gekostet oder sich kurz vorher satt gefressen hatten, in welchem letzteren Falle sie ungereizt Niemanden angreifen.

Ueber die Art, wie der Jaguar sich Fische zu verschaffen weiß, wird selbst in Paraguay manches gefabelt. So soll er, z. B., die Fische durch den Schaum seines Speichels, oder indem er mit seinem Schwanze auf die Oberfläche des Wassers schlägt, anlocken. Ein sehr verständiger Jäger, dem ich manche merkwürdige Beobachtung und manchen guten Rath für meine Reisen verdanke, belehrte mich eines Bessern, und eigene Beobachtung bestätigte mir später die Wahrheit seiner Aussage. Als ich an einem schwülen Sommerabende bei Annäherung eines Gewitters von der Entenjagd in meinem Nachen nach Hause fuhr, bemerkte mein Begleiter, ein Indianer, am Ufer des Stromes einen Jaguar. Wir näherten uns demselben und versteckten uns unter die überhangenden Weidenbäume, um sein Treiben zu beobachten. Zusammengekauert saß er an einem Vorsprunge des Ufers, wo das Wasser einen in etwas schnelleren Lauf hatte, dem gewöhnlichen Aufenthalte eines Raubfisches, im Lande Dorado genannt. Unverwandt richtete er seinen Blick aufs Wasser, indem er sich hin und wieder vorwärts bog, wie wenn er in die Tiefe spähen wollte. Etwa nach einer Viertelstunde sah ich ihn plötzlich mit der Pfote einen Schlag ins Wasser geben und einen großen Fisch ans Land werfen. Er fischt also auf die gleiche Art wie unsere Hauskatze.

Findet ein Jaguar an seinem Aufenthaltsorte keine Nahrung mehr, oder wird er oft gejagt, so verläßt er die Gegend und zieht in eine andere. Diese Wanderungen nimmt er während der Nacht vor. Er scheut sich dann nicht durch die bevölkertsten Gegenden zu streifen und raubt bei einzeln stehenden Hütten Hunde und Pferde weg. Besonders alte Jaguare nähern sich gern den Wohl-

nungen, weil sie da leichter ihre Nahrung finden. Auf diesen Wanderungen oder auch auf der Flucht hält ihn selbst der breiteste Strom nicht auf. Er ist ein trefflicher Schwimmer und hebt dabei den Kopf und den ganzen Rückgrat über die Oberfläche des Wassers empor, so daß man ihn aus der Ferne von jedem anderen schwimmenden Thiere unterscheiden kann. Fast schnurgerade setzt er über den, bis anderthalb Stunden breiten, Paraguaystrom. Wenn er aus dem Wasser steigt, so sieht er sich zuerst um, schüttelt dann den ganzen Leib und nachher noch jede Pfote für sich.

Man sollte glauben, ein schwimmender Jaguar wäre leicht zu tödten; aber auch dann ist er noch furchtbar. Nur gewandte Kahnführer getrauen sich ihn anzugreifen; denn so wie er sich verfolgt oder gar verwundet sieht, wendet er sich sogleich gegen den Nachen. Gelingt es ihm, eine Kralle an den Rand desselben zu setzen, so schwingt er sich an Bord und fällt über die Jäger her. Ich war im Jahr 1819, kurz nach meiner Ankunft zu Asuncion, Augenzeuge eines, zum Glücke bloß lächerlichen, Auftrittes bei einer solchen Jagd. Es kam ein Jaguar vom jenseitigen Ufer des Stromes daher geschwommen; drei Schiffleute, Ausländer, sprangen, trotz der Warnung eines Paraguayers, mit einer geladenen Flinte in ihren Nachen und ruderten dem Thiere entgegen. In einer Entfernung von fünf bis sechs Fußsen feuerte der vorderste die Flinte auf den Jaguar ab und verwundete ihn. Dieser aber ergriff, ehe sich die Schiffer versahen, den Rand des Nachens und stieg trotz aller Ruder- und Kolbenschläge an Bord. Nun blieb den Schiffleuten nichts übrig als ins Wasser zu springen und sich ans Land zu retten; der Jaguar setzte sich im Kahn nieder und ließ sich wohlgemuth stromabwärts treiben, bis er, von einigen anderen Jägern verfolgt, seinerseits ins Wasser sprang und das nahe Ufer gewann.

Das jährliche Anschwellen der Ströme und Flüsse vertreibt die Jaguare von den Inseln und den mit Wald

bewachsenen Ufern, so daß sie sich zu dieser Zeit mehr den bewohnten Gegenden nähern, und Schaden unter Menschen und Vieh anrichten. Sind die Ueberschwemmungen groß, so ist es nichts seltenes, einen Jaguar mitten in einer, am hohen Ufer gelegenen Stadt oder in einem Dorfe zu sehen. In Villa Real wurde im Jahr 1819 einer getödtet, in der Hauptstadt im Jahr 1820 ein anderer, zwei in Villa del Pilar; in Corrientes, Goya, Vajada wird fast alle vier bis fünf Jahre einer erschossen. Als wir bei hohem Wasserstande im Jahr 1825 in St. Fee landeten, erzählte man uns, daß vor wenigen Tagen ein Franziskanermönch, als er eben die Frühmesse lesen wollte, unter der Thüre der Sakristei von einem Jaguar sei zerrissen worden. Es geschieht übrigens nicht immer ein Unglück, wenn ein solches Raubthier sich in eine Stadt verirrt; denn das Gebell der verfolgenden Hunde und der Zulauf von Menschen verwirren dasselbe so sehr, daß es sich zu verbergen sucht.

Den größten Theil des Jahres lebt jeder Jaguar in einem gewissen Revier allein; in den Monaten August und September aber, wo die Begattungszeit eintritt, suchen sich beide Geschlechter auf. Sie lassen alsdann öfter als in jeder anderen Jahreszeit ihr Gebrüll hören, welches ein fünf bis sechsmal wiederholtes *hu* ist und wohl eine halbe Stunde weit vernommen wird. Sonst vergehen oft Tage ohne daß man die Stimme eines Jaguares hörte, besonders wenn keine Wetteränderung eintritt. Hat aber der Nordwind mehrere Wochen geweht, dann kündigen die Jaguare durch ihr Gebrüll, das oft halbe Nächte fortdauert, den baldigen Eintritt des Südwindes an. Da die Paragruayer bei Aenderung des Wetters viel an Rheumatismen und Knochenschmerzen leiden, so glauben sie, daß dieß auch der Fall des Jaguars und sein Gebrüll durch ähnliche Schmerzen erpresst sey. Sollte der Grund dieser Erscheinung nicht in einer Anhäufung von Luftphelectricität, die wenigstens auf unsere Hauskatzen einen unleugbaren Eindruck macht, liegen?

Treffen sich zur Begattungszeit mehrere Männchen bei einem Weibchen, so soll, nach der Aussage des oben erwähnten Jägers, hier und da ein Kampf zwischen ihnen entstehen, gewöhnlich aber die schwächere Parthei sich von selbst zurückziehen. Die Begattung geschieht unter fortwährendem, ganz eigenem Geschrei, und wahrscheinlich nach langem Sträuben des Weibchens, indem man an der Stelle, wo sich zwei Jaguare begattet haben, immer das Gras und das niedere Gebüsch einige hundert Fuß ins Gevierte theils zur Erde gedrückt, theils ausgerauft findet. Die beiden Geschlechter bleiben nicht lange beisammen, höchstens vier bis fünf Wochen, und trennen sich dann wieder. Während dieser Zeit sind sie für den Menschen sehr gefährlich. Obschon sie nicht mit einander auf den Raub ausgehen, so bleiben sie sich den Tag über nahe und helfen sich in der Gefahr. So wurde einer der besten Jäger in Entre-Rios durch ein, aus dem Gebüsche hervorspringendes Männchen zerrissen, im Augenblicke wo er am Saume des Waldes das Weibchen niederstiefs. Die Tragezeit des Jaguars kenne ich nicht bestimmt; jedoch nach der Begattungszeit und der Zeit, in welcher man schon Junge findet, zu urtheilen, mag sie von drei bis drei und einem halben Monate seyn. Das Weibchen wirft gemeiniglich zwei, der Sage nach blinde Junge, hier und da nur eines, selten drei. Der Ort des Gebährens ist, in Paraguay wenigstens, das undurchdringlichste Dickicht des Waldes, oder eine Grube unter einem halbentwurzelten Baume. Die Mutter entfernt sich die ersten Tage nie weit von ihren Jungen, und schleppt sie im Munde, sobald sie dieselben nicht sicher glaubt, in ein anderes Lager. Ueberhaupt scheint ihre Mutterliebe sehr groß zu seyn, denn sie vertheidigt die Jungen mit einer Art von Wuth, und soll stundenweit den Räuber derselben brüllend verfolgen. Nach ungefähr sechs Wochen wird sie schon von der jungen Brut auf ihren Streifereien begleitet. Anfangs bleibt diese im Dickicht versteckt, während die Mutter jagt; später aber legt sie

sich in Gesellschaft mit ihr auf die Lauer. Sind die Jungen zu der Gröfse eines gewöhnlicher Hühnerhundes herangewachsen, so werden sie von ihrer Mutter verlassen, bleiben aber oft noch einige Zeit bei einander.

In Paraguay und längs dem Parana zieht man nicht selten junge Jaguare in Häusern auf. Ich selbst besafs deren drei. Dazu müssen sie aber noch als Säugling eingefangen werden, sonst sind sie nicht mehr zu bändigen. Das ganz junge Thier hat ein in etwas wolliges, weniger glattes und weniger glänzendes Haar; auch sind die schwarzen Zeichnungen noch nicht in so großer Anzahl, wie bei dem ausgewachsenen, vorhanden; im siebenten Monate aber ist es diesen ganz gleich. Wir zogen unsere Jaguare mit Milch und mit gekochtem Fleische auf; das letztere ist ihnen unentbehrlich; denn mit blofs vegetabilischer Nahrung leben sie nicht lange; rohes Fleisch aber macht sie bald böseartig. Sie spielten mit jungen Hunden und Katzen, besonders gern aber mit einer hölzernen Kugel. Ihre Bewegungen waren leicht, lebhaft und ganz katzenartig. Ihren Wärter lernten sie bald kennen, suchten ihn sogar auf und bezeugten bei seinem Wiedersehen ihre Freude. Jeder Gegenstand, der sich bewegt, zieht ihre Aufmerksamkeit auf sich; sogleich ducken sie sich nieder, bewegen ihren Schwanz und machen sich sprungfertig. Empfinden sie Hunger oder Durst, oder haben sie auch nur Langeweile, so lassen sie einen eigenen mauenden Ton hören, den sie aber nur so lang sie noch jung sind von sich geben. Beim Fressen knurren sie gewöhnlich, besonders wenn sich Jemand ihnen nähert, was man übrigens so wenig als möglich thun muß, sonst wird auch der zahmste Jaguar in kurzem wild. Brüllen hört man sie nie, auch nicht wenn sie mehrere Jahre alt sind. Sie lappen wie die Katzen, und man darf sie nicht an Wasser lassen Mangel leiden. Zum Fressen legen sie sich nieder, halten mit beiden Tatzen das Fleisch, und kauen nach und nach Stücke davon ab, indem sie den Kopf in etwas auf die Seite biegen um dazu auch die Backen-

zähne gebrauchen zu können. Von den langen Knochen alter und großer Thiere nagen sie nur die Gelenkenden ab; die von jüngeren und kleineren Thieren hingegen zermalmen sie ganz und beinahe ohne Kraftanstrengung. Es ist daher nicht schwer aus den Eindrücken der Zähne an den übergebliebenen Knochen irgend eines Wildes oder Hausthieres zu sehen, ob dasselbe von wilden Hunden, von einem Cuguar oder von einem Jaguar sei zerrissen worden. Nach der Mahlzeit legt sich der zahme Jaguar gern in den Schatten und schläft. Einmal satt gefressen, erzürnt er sich nicht so leicht, und man kann dann mit ihm spielen. Auch Hausthiere, wie Hühner und Enten, die sich ihm sonst nicht nahen dürften, können dann unbeschadet an ihm vorbeigehen.

Sie werden in Paraguay nie in einem Käfig gehalten, sondern bloß mit einem ledernen Seile, das man an ein starkes Halsband befestiget, im Haushofe oder auch vor dem Hause an einen Pomeranzenbaum angebunden. Es ist merkwürdig, daß sie das Seil weder zu zernagen noch zu zerreißen suchen, was doch die Raubthiere aus dem Hundegeschlechte auf der Stelle thun, wenn sie angebunden werden. Der Harn und der Koth des Jaguars sind sehr stinkend; nach Katzenart verscharrt er sie zuweilen, doch nicht immer. Auch sein Athem hat, wie dieß fast bei allen Raubthieren der Fall ist, einen üblen Geruch; eben so sein frisches Fell, sein Fleisch und sein Fett. Nichts desto weniger werden die beiden letzteren von den wilden Indianern, welche den südlichen Theil von Groß-Chaco bewohnen, gegessen. Ich habe sie gesehen kleine Schüsseln mit geschmolzenem Jaguarfette als Getränk herumbieten, oder auch dasselbe zum Einreiben ihres Körpers gebrauchen. Sie glauben dadurch eben so stark und eben so muthig als das Raubthier zu werden. Wie durchdringend der Geruch dieses Fettes, und zugleich, wie sehr der Jaguar von allen anderen Säugethieren gefürchtet ist, beweist der Umstand, daß man Füchse, Cavien u. s. w. aus dem Reviere in welchem sie leben

vertreiben kann, wenn man nur einige Bäume in demselben mit diesem Fette bestreicht. Auch springen selbst muthige Pferde scheu zurück, wenn man ihnen solches unter die Nüstern hält. Ich kann daher nicht glauben, daß oft, wie Azara erzählt, Füchse mit dem Jaguar an einem und demselben Thiere zehren.

Die Milchzähne des Jaguars sind sehr spitz; ich fand sie schon bei Jungen, die kaum drei Wochen alt sein konnten; das Thier wechselt sie im ersten Jahre. Nach dem neunten oder zehnten Monate ist es schon halb gewachsen, und nach zwei und einem halben, bis drei Jahren soll es seine ganze Gröfse erreicht haben. Ueber die Lebensdauer des Jaguars weiß man in Paraguay nichts bestimmtes; mein Bekannter, der Jäger, glaubte, er möge über zwanzig Jahre alt werden, eine Schätzung, die mir, wegen dem schnellen Wachstume des Thieres, zu hoch scheint. In bewohnten Gegenden stirbt wohl kein Jaguar eines natürlichen Todes; doch trifft man auch dort sehr alte Individuen an. So schoß Hr. Longchamp vier Stunden von Asuncion, ganz nahe bei einem Landhause, ein altes Weibchen, dessen Haut krätzig und dessen Gebiß ganz abgenutzt war; auch fehlten ihm schon die hintersten oberen Backenzähne. Die von Kleinem in Paraguay aufgezogenen Jaguare kann man dort nicht lange genug behalten, um ihre Lebensdauer bestimmen zu können. Da es, unter dem heißen Himmel der Reinlichkeit wegen, beinahe unmöglich ist, sie in einem Käfig zu halten, so ermangeln sie nie, so wie sie gegen das dritte Jahr hin, oft noch früher, ihre Kraft fühlen, zum Schaden ihres Herrn davon Gebrauch zu machen. Vergebens werden ihnen die Eck- und Schneidzähne bis auf die Wurzel abgefeilt, und die Klauen von Zeit zu Zeit beschnitten; sie besitzen doch noch ihre ungeheure Kraft, wodurch sie, auch ohne jene Waffen, Unglück zu stiften vermögen. So sah ich einen ganz zahmen, und wie gesagt verstümmelten Jaguar, auf den sich die Kinder des Hauses ohne Scheu zu setzen pflegten, seine sonst geliebte Wär-

terin, eine zehnjährige Negerin, in einem Anfälle von böser Laune mit einem Schlage der Tatze in den Nacken zu Boden werfen, und über sie herfallen. Obwohl wir ihm das Kind sogleich entrißen, so hatte er doch demselben mit der zahnlosen Kinnlade schon einen Arm ganz zerquetscht, und es dauerte mehrere Stupden, bis die Negerin von der Gewalt des Schlages wieder zu sich kam. Die Weibchen sind in etwas zähmbarer als die Männchen. Den letzteren hat man versucht durch die Castration einen Theil ihrer Wildheit zu benehmen; sie zeigen sich aber dann beinahe noch tückischer als vorher, und gehen bald zu Grunde, indem sie sehr fett werden. So lange das Thier noch jung ist, kann man es durch Schläge bändigen; später aber hält es schwer seiner Meister zu werden. Er zeigt keine daurende Anhänglichkeit für seinen Wärter oder für ein mit ihm auferzogenes Thier; Großmuth und Erkenntlichkeit sind ihm fremd. Es ist daher immer eine gewagte Sache, ein solches Raubthier länger als ein Jahr ohne Einsperrung lebend zu erhalten.

Die Wunden, welche der Jaguar beibringt, sind immer höchst gefährlich, nicht nur ihrer Gröfse sondern ihrer Art wegen. Es sind nämlich weder seine Zähne noch seine Klauen sehr spitz und scharf, so daß bei jeder Wunde Quetschung und Zerreißung statt finden muß, deren gewöhnliche Folge, in jenen heißen Climates und bei dem gänzlichen Mangel ärztlicher Hülfe, der Tetanos ist. Man mag aus folgendem schliessen, was für Wunden ein Jaguar durch einen einzigen Griff mit der Tatze versetzen kann. Ein Payagua-Indianer jagte am Ufer des Paraguaystromes. Er begegnete einem Jaguar, wirft seine Lanze nach ihm, verfehlt ihn und stürzt sich dann Häuptlings ins Wasser; aber im Augenblicke des Sprunges von dem in etwas hohen Ufer hatte ihm schon das Thier eine Tatze auf den Kopf gesetzt und scalpierte ihm den ganzen oberen Theil des Schedels so, daß der Hautlappe in den Nacken herabhieng. Und doch besaß der Indianer noch Kraft genug um über den breiten Strom zu schwimmen.

Der Jaguar wird in Paraguay und am Paranaströme nur wegen des Schadens, den er anrichtet, gejagt; sein, bei uns geschätztes, Fell hat dort beinahe keinen Werth und wird höchstens zu Fußdecken gebraucht. Diese Jagd kann aber, durch die Befriedigung, welche überwundene Gefahren und Schwierigkeiten gewähren, gleich der Gamsjagd in den europäischen Hochgebirgen, zur Leidenschaft werden, obschon gewöhnlich solche Jäger zuletzt ihr Leben unter den Krallen eines Jaguars aushauchen.

Die verwegenste Art diese zu erlegen ist folgende: der Jäger umwickelt mit einem Schaffelle den linken Arm bis über den Ellbogen und bewaffnet sich mit einem zweischneidigen Messer oder Dolche, von etwa zwei Fuß Länge. So ausgerüstet, sucht er mit zwei oder drei Hunden den Jaguar auf. Dieser bietet wenigen Hunden sogleich die Spitze; der Jäger naht sich ihm und reizt ihn gewöhnlich mit Worten und Geberden. Plötzlich springt der Jaguar mit einem oder zwei Sätzen auf den Jäger zu, richtet sich aber zum Angriffe, wie unser Bär, in die Höhe, und öffnet brüllend den Rachen. In diesem Augenblicke hält der Jäger den beiden vorderen Tatzen des Thieres den umgewundenen Arm dar, und, mit dem Körper in etwas rechts ausweichend, stößt er ihm den Dolch in die linke Seite. Der getroffene Jaguar fällt durch den Stoß zu Boden, um so eher, da es ihm schwer hält in aufrechter Stellung das Gleichgewicht zu erhalten, und die Hunde werfen sich über ihn her. War die erste Wunde nicht tödlich, so steht er mit Blitzesschnelle wieder auf, macht sich von den Hunden los und stürzt sich von neuem auf seinen Gegner, der ihm alsdann einen zweiten Stich versetzt. Ich habe einen Indianer aus der Stadt Vajada gekannt, der über hundert Jaguare auf diese Weise erlegt hatte. Er war ein leidenschaftlicher Jäger, büßte aber im Jahr 1821 auf einer solchen Jagd das Leben ein. Es gibt sogar, wie man mir versicherte, Menschen, die tollkühn genug sind, bloß mit einer Keule bewaffnet

den Jaguar anzugreifen. Auch diese sollen sich den linken Arm mit einem Schaffelle umwinden, und ihrem Feinde im Augenblicke, wo er gegen sie aufsteht, einen Schlag auf die Lendenwirbel versetzen, so daß er zusammensinkt und des gebrochenen Rückgrats wegen nicht mehr aufstehen kann. Einige Schläge auf die Nasenwurzel vollenden dann seine Niederlage. Diese zweite Art den Jaguar zu jagen habe ich übrigens nie selbst gesehen, jedoch scheinen mir die darüber erhaltenen Nachrichten nicht unglaublich, da ich bei mehreren zahmen Jaguaren beobachtet habe, daß man sie durch einen, nicht sehr starken Schlag auf die Lendenwirbel, wenigstens für einige Tage, an den hinteren Extremitäten lähmen kann.

Gewöhnlich aber wird der Jaguar in Paraguay auf folgende Art gejagt: ein guter Schütze, im Begleite von zwei Männern, von denen der eine mit einer Lanze, der andere mit einer fünf Fuß langen, zweizackigen Gabel bewaffnet ist, sucht mit sechs bis zehn Hunden den Jaguar auf. Ist dieser schon öfter gejagt worden, so reißt er, auf das erste Anschlagen der Hunde, aus; sonst aber stellt er sich zur Gegenwehr oder klettert auf einen Baum. Widersetzt er sich den Hunden, so schließen diese einen Kreis um ihn und bellen ihn an. Sie müssen schon sehr beherzt und geübt sein, um ihn anzugreifen, wobei sie dann gewöhnlich das Opfer ihres Muthes werden; denn ohne Mühe bricht ihnen der Jaguar mit einem Schlage den Rücken oder reißt ihnen den Bauch auf. Ich bin überzeugt, daß zwanzig der besten Doggen keinen ausgewachsenen Jaguar überwältigen könnten. So wie nun die Jäger das Raubthier ansichtig werden, stellen sie sich neben einander, den Schützen in der Mitte. Dieser sucht ihm einen Schuß in den Kopf oder in die Brust beizubringen. Gelingt der Schuß, so fallen die Hunde über das Thier her und drücken dasselbe zu Boden, wo seine Niederlage leicht vollendet wird. Fehlt aber der Schuß, oder wird der Jaguar nur leicht verwundet, so springt er unter fürchterlichem Gebrülle, auf den Schützen los.

So wie er sich aber auf die hinteren Beine stellt, hält ihm der mit der Gabel bewaffnete Jäger diese vor und der Lanzenträger gibt ihm von der Seite einen Stich in die Brust, zieht aber die Lanze sogleich wieder zurück und macht sich auf einen zweiten Stoß gefaßt; denn der niedergeworfene Jaguar steht mit der größten Schnelligkeit wieder auf und stürzt sich auf seine Gegner, die ihn mit neuen Wunden empfangen, bis er seine Kraft verliert und endlich von den anspringenden Hunden auf dem Boden festgehalten wird. Während dem Kampfe suchen die letzteren den Jaguar niederzureißen, indem sie ihn beim Schwanz fassen; nur sehr starke Hunde greifen ihn auch von der Seite an. Der Lanzenstich darf ja nicht von vorn gegeben werden, sondern muß von der Seite erfolgen, indem die Brust des Jaguars beinahe keilförmig und seine Haut durch lockeres Zellgewebe mit den Muskeln verbunden, also sehr beweglich ist; es könnte demnach das Eisen leicht zwischen der Haut und den Rippen durchglitschen. Auch muß man sich hüten, das umgeworfene Thier nicht mit der Lanze an den Boden fest nageln zu wollen; denn es ist ihm, obschon durchbohrt, ein Leichtes, durch einen Schlag mit der Tatze den Schaft der Lanze zu brechen, wie ich einmal selbst gesehen habe. Ist dann kein zweiter Lanzenträger da, und hat der Jaguar noch einige Kraft, so kann er seine Gegner sehr übel zurichten.

Es fällt auf, daß der Jaguar, obschon ihm die Hunde nichts anhaben können, sich doch öfters vor ihnen fürchtet und, so wie er gejagt wird, auf einen Baum klettert. Nun hat der Jäger wohl einen sicherern Schuß auf das Thier, aber er wird nichts desto weniger von ihm angefallen, wenn er dasselbe verfehlt oder nur leicht verwundet. Blitzschnell läßt er sich vom Baume herunter, und stürzt brüllend mitten durch die Hunde auf den Schützen los, dessen Begleiter ihn dann empfangen.

Diese letzteren müssen erprobte Männer seyn, sonst ist der Schütze verloren. Fremde haben sich daher in

Acht zu nehmen mit wem sie auf eine solche Jagd gehen. Ohne den Muth eines siebzehnjährigen Jünglings wäre ich selbst von einem Jaguar verwundet, vielleicht zerrissen worden, obwohl ich zwei mit Lanzen bewaffnete Männer bei mir hatte, die aber zurückwichen, als das, durch einen Schuß verwundete Thier auf mich lossprang. Es ist nicht daran zu gedenken, daß man sich alsdann mit Kolbenschlägen, Bajonetstößen oder Säbelhieben vertheidigen könnte, denn ehe sich der Schütze versieht, steht der Jaguar brüllend und mit offenem Rachen vor ihm, reckt mit einer Tatze nach dessen Kopf oder Schulter und wendet mit der anderen die vorgehaltene Waffe ab. In einem solchen Augenblicke sah ich mich von meinen Jagdgefährten, auf die ich glaubte zählen zu können, verlassen, als der junge Paraguayer herbeisprang und dem Thier von der Seite einen tödtlichen Stoß mit einer Lanze versetzte. Es laufen aber auch die beherztesten und geübtesten Männer immer einige Gefahr. Da der Kampfplatz gewöhnlich im Dickicht des Waldes ist, so bedarf es nur einer Liane oder eines Aestchens, das den Lanzenträger hindert einen sicheren Stoß zu thun, damit er oder der Schütze vom Jaguar verwundet werde.

Bei diesen Jagden befindet sich übrigens nicht immer ein Schütze, sondern die Paraguayer greifen den Jaguar oft bloß mit der Lanze an. Ist das Thier aber auf einen Baum geklettert, so suchen sie ihm ihre Schlinge, die sie immer zu Pferde mit sich führen, um den Hals zu werfen oder dieselbe mittelst einer oben eingekerbten Stange anzulegen, wogegen sich das Thier wenig zu sträuben pflegt. Gewöhnlich besprengen die Paraguayer die Schlinge mit ihrem Harne, da man die Erfahrung gemacht haben will, daß sich alsdann der Jaguar dieselbe ohne Umstände anlegen läßt. Ist sie um den Hals geworfen, so befestigt man ihr anderes Ende an den Bauchriemen eines Pferdes und reißt das Thier vom Baume herunter und aufs offene Feld, wo man ihm neue Schlingen um die Füße wirft. Indem nun die Reiter in entgegengesetzter

Richtung ihre Schlingen anziehen, wird der Jaguar erdrosselt. Trifft man einen solchen auf offenem Felde an, so wird er auf gleiche Weise erwürgt, und das um so leichter, da er, vom Walde oder Röhricht entfernt, sich nicht zu vertheidigen, sondern in großen Sprüngen zu fliehen sucht.

Noch eine andere Art den Jaguar zu erlegen ist die: so wie man bemerkt daß er ein Rind oder Pferd getödtet hat, versteckt sich ein Schütze auf einem Baume in der Nähe des Aases, und erwartet da seinen zweiten Besuch bei demselben, wo es ihm dann leicht fällt auf das Thier zu schießen. Man will jedoch Beispiele haben, daß Jaguare, die auf diese Art leicht verwundet wurden, den Jäger auf dem Baume angegriffen und zerrissen haben. Auch in Fallen werden hier und da diese Raubthiere gefangen. Man umgiebt zu dem Ende ein von einem Jaguar frisch getödtetes Rind, bis auf eine kleine Oeffnung, mit eingerammelten Pfählen, legt über die letzteren Baumstämme um ein Dach zu bilden und bringt ob der Oeffnung eine Fallthüre an, welche dieselbe verschließt, so wie an dem Aase gezogen wird. Der Jaguar naht sich ohne Scheu der Falle, besieht sie ringsherum, geht endlich durch die Oeffnung hinein, um seinen Raub heraus zu ziehen, und wird so gefangen.

FELIS CONCOLOR. F. Cuvier.

Der Cuguar.

In Paraguay wird diese Katze von den Indianern der Missionen, welche zum Theil noch die unverdorbene guaranische Sprache reden, Guazuara, von den Creolen aber Yagua pyta, d. h. rother Hund, oder auch Leon, Löwe, genannt. Der letztere Name wurde diesem Thiere, wegen seiner Aehnlichkeit in Gestalt und Farbe mit dem Löwen von den Spaniern beigelegt.

Auch den Cuguar hat Azara, wie den Jaguar, zuerst richtig beschrieben und uns Einiges über seine Sitten mitgetheilt. Die beste Abbildung desselben hat Hr. F. Cuvier in seinem Werke über die Säugethiere geliefert; nur scheint mir das Individuum, welches ihm dazu diente, in seiner Farbe etwas von der gewöhnlichen abzuweichen. Obschon dieses Raubthier nicht so häufig, wie der Jaguar, in Paraguay angetroffen wird, so habe ich doch mehrere auf meinen Jagden erlegt, und einige beobachtet, welche noch jung waren gezähmt worden.

Das Fell des Cuguar's ist mit dichtstehenden, geraden, sehr weich anzufühlenden Haaren besetzt, die auf dem Rücken eine Länge von etwa acht Linien, am Bauche aber, wo sie besonders weich sind, von zwölf bis dreizehn Linien haben. Im Inneren des Ohres sind sie gleichfalls sehr lang. Einige borstenartige, zwei bis vierthall Zoll lange, Haare sitzen auf beiden Seiten über der Oberlippe, und über jedem Auge. Ich habe beim Streicheln des Thieres bei Nachtzeit nie Funken und Knistern, wie beim Jaguar bemerkt.

Die Hauptfarbe des Felles ist dunkel und gelbroth. Die Haare sind aber nicht ihrer ganzen Länge nach gleichfärbig, sondern ihre Spitze ist schwarz und der übrige Theil gelblichroth, woraus eine dunkelrothe Farbenmischung entsteht. Auf dem Rücken ist dieser dunkle Anstrich besonders bemerkbar. Der Bauch ist röthlichweiß; noch heller ist die innere Seite der vier Extremitäten, und die Brust. Die Kehle, der untere Theil des Unterkiefers und der innere des Ohres sind weiß. Der äußere Theil des Ohres ist schwarz, in seiner Mitte ins röthliche ziehend. Die Lippen sind mit weißen, kurzen und seltenen Härchen bewachsen, so daß ihre Fleischfarbe durchscheint. Ob und unter dem inneren Augenwinkel befindet sich ein kleiner weißer Fleck, und ein schwarzer großer an der Stelle wo die Borstenhaare auf jeder Seite über der Oberlippe hervorstehen. Diese sind weiß, über den Augen aber schwarz.

Zwischen dem Männchen und dem Weibchen findet sich kein Unterschied in der Farbe; die ganz jungen Cuguar hingegen haben auf den Seiten des Körpers und an den Hinterschchenkeln einige, kaum bemerkbare, runde Flecken, die sich von der Grundfarbe nur durch dunklere Schattierung unterscheiden und schon nach dem ersten Jahre gänzlich verschwinden.

Nicht selten stößt man auf einen Cuguar, der in Farbe und Zeichnung in etwas von der obigen Beschreibung abweicht. So habe ich ein Fell und ein lebendes Thier gesehen, deren Farbe beinahe aschgrau war, was von einer großen Anzahl grauer Haare mit schwarzen Spitzen, welche den rothen beigemengt waren, herrührte. Ferner wurden mir in Buenos-Ayres mehrere Felle gezeigt, denen theils die schwarzen Flecken über der Oberlippe, theils die weißen unter und über den inneren Augenwinkeln fehlten. Bei sehr vielen Fellen fand ich die Farbe der Stirn und des Gesichtes stark ins dunkel grauliche ziehend, eine Farbe welche wahrscheinlich nicht als eine Ausnahme von der Regel, sondern für gewisse Gegenden als die herrschende muß angesehen werden, obschon ich sie in Paraguay an lebenden Individuen selten bemerkt habe.

Die Gröfse des ausgewachsenen Cuguar's scheint nicht überall, wo er vorkommt, ganz die nämliche zu seyn. Als Normalmaafs kann man folgende Dimensionen in Pariserfufsen annehmen:

2' 10'' vom Hinterhaupt bis zur Schwanzwurzel; 10'' 4''' Länge des Kopfes; 2' Länge des Schwanzes; 2' vordere Höhe; 2' 1'' 6''' hintere Höhe.

Diese Dimensionen sind von einem alten männlichen Cuguar genommen, welcher in Paraguay erlegt wurde. Hier und da findet man in etwas größere Individuen; oft aber sind sie, besonders in den Pampas von Buenos-Ayres um mehrere Linien kürzer und niedriger. Das Weibchen scheint dem Männchen nur um einige Linien an Gröfse nachzustehen.

Der Cugar bewohnt beinahe ganz Südamerika und einen Theil von Nordamerika. Diese Verschiedenheit der Himmelstriche, unter denen er vorkömmt, mag vielleicht die Ursache der Abweichungen in Farbe und Gröfse seyn, deren ich oben erwähnt habe.

Das Aussehen des Cugar's ist lange nicht so schwerfällig als das des Jaguars; durch seine schlankere Gestalt, seinen kleineren Kopf und seinen langen Schwanz nähert er sich schon mehr den Katzen mittlerer Gröfse der alten Welt. Seine Bewegungen sind leicht. Der Bau seines Körpers, da die hintere Hälfte desselben merklich höher ist als die vordere, erlaubt ihm Sprünge von zwanzig und mehr Fuß zu machen. Sein Auge ist groß und weniger unstät als das Auge des Jaguars, leuchtet aber gleich diesem nicht selten bei Nacht. Sein lebendiger Blick hat keinen Ausdruck von Wildheit. Obschon er bei Nacht und in der Dämmerung besser sieht als bei hellem Tage, so scheint ihn das Sonnenlicht nicht sehr zu blenden. Sein Geruch ist schwach; sein Gehör dagegen äußerst scharf. So sehr er an Gewandtheit den Jaguar übertrifft, so sehr steht er ihm an Kraft nach. Muth zeigt er nur in der äußersten Noth und sucht gewöhnlich sein Heil in der Flucht. Durch seine Grausamkeit aber zeichnet er sich unter den Raubthieren der neuen Welt aus.

Der Cugar bewohnt in Paraguay den Saum der Wälder und die mit sehr hohem Grase bewachsenen Ebenen; die letzteren scheint er aber dort bloß der Jagd wegen zu besuchen, denn er flieht, so wie er von Menschen verfolgt wird, sogleich dem Walde zu. Dennoch findet man ihn auch in baumlosen Gegenden, wie in den Pampas von Buenos-Ayres. Daraus aber möchte ich noch nicht, wie Azara, den Schluß ziehen, daß der Cugar mehr ein Bewohner der Felder als der Waldungen sey; in Paraguay wenigstens habe ich ihn häufiger in den Wäldern als auf den Weiden angetroffen. Die Ufer der Ströme und Flüsse, so wie leicht überschwemmbar Gegenden, scheint er nicht zu lieben. Er hat weder ein Lager noch einen

bestimmten Aufenthaltsort. Den Tag bringt er schlafend im Gebüsche oder im hohen Grase zu. Gegen Abend und des Nachts geht er auf Raub aus. Auf diesen Streifereien legt er oft in einer Nacht mehrere Stunden zurück, so daß ihn die Jäger nicht immer nahe bei der Stelle antreffen wo er seine Beute gemacht hat. Alle wehrlosen kleineren Säugethiere dienen ihm zur Nahrung, wie Acutis, Pacas, Rehe, Pecaris, Quatis, Schafe, ganz junge Kälber und Füllen, wenn die letzteren von ihrer Mutter getrennt sind. Sogar die Affen werden von ihm verfolgt. Er soll auf dem Felde auch den Strauß beschleichen. Ob er kleinere Raubthiere angreift, ist mir unbekannt. Da er sehr gut klettert, so sucht er seine Beute nicht nur auf dem Boden, sondern stellt derselben auch auf den Bäumen nach.

Ich habe den Cugar nie auf seinen Jagden genau beobachten können. Man trifft ihn zu selten an, und durch sein scharfes Gehör gewarnt, entflieht er zu schnell, als daß man sich ihm unvermerkt nähern könnte. Dazu kommt noch, daß er mehrstens bei Nacht jagt. Nach meinen Beobachtungen an zahmen Cuguaren zu schließen, muß er aber, wie der Jaguar, nach Katzenart das Wild beschleichen und, wenn er sich ihm genähert hat, durch einen Sprung erhaschen. Fehlt er seine Beute, so verfolgt er dieselbe in weiten Sprüngen, wie ich selbst einmal gesehen habe. Ich erwartete nämlich an einem Vorsprunge eines Waldes meine Jagdgefährten, und hatte mich, den Strahlen der sinkenden Sonne zu entgehen, unter einen Baum gelegt. Bald hörte ich den flötenden Ruf einiger Kapucineraffen, welche sich nicht weit von meiner Lagerstätte auf einem süßen Pomeranzenbaume versammelt hatten. Schon hatte ich die Flinte ergriffen, um mich ihnen zu nähern, als die ganze Affengesellschaft mit krächzendem Geschrei nach meiner Seite zu floh. Sie schwangen sich von Ast zu Ast, von Baum zu Baum mit der ihnen eigenen Behändigkeit. Durch ihre kläglichen Töne, noch mehr aber durch die ihnen unaufhörlich entfallen-

den Excremente verkündeten sie ihre Furcht. Sie waren von einem Cuguar verfolgt, welcher in Sprüngen von fünfzehn bis zwanzig Fuß von Baum zu Baum ihnen gierig nachsetzte. Mit unglaublicher Gewandtheit schlüpfte er durch die mit Lianen verwickelten Aeste, wagte sich über dieselben hinaus bis sie sich niederbogen, und nahm dann einen sichern Sprung auf ein Astende des nächsten Baumes.

Der Cuguar reißt seiner Beute sogleich den Hals auf, und leckt, ehe er von derselben zu fressen anfängt, zuerst ihr Blut. Kleine Thiere zehrt er dann ganz auf; von den größeren frisst er einen Theil, gewöhnlich den vorderen. Daß er aber den Rest seiner Mahlzeit mit Stroh zudecke, wie Azara erzählt, haben weder ich noch der Jäger, dessen ich in der Beschreibung des Jaguars erwähnte, jemals bemerken können, obschon wir mehrere Male auf die frischen Ueberreste eines Kalbes oder Rehes stießen, das von diesem Raubthiere war getödtet worden. Jedoch möchte ich Hrn. Azara hierin nicht ganz widersprechen, da mir mehrere Landleute in Paraguay das nämliche versicherten, und ich an zahmen Cuguaren beobachtet habe, daß sie, nachdem sie gesättigt sind, den Rest des Fleisches zu verbergen suchen. Sobald sich der Cuguar satt gefressen hat, zieht er sich in einen Schlupfwinkel zurück und überläßt sich dem Schlafe. Er bleibt aber selten in der Nähe seiner Beute, wie der Jaguar, sondern entfernt sich oft eine Stunde und mehr davon. In der folgenden Nacht besucht er dieselbe noch einmal, wenn ihm kein neuer Raub aufstößt; geschieht aber dieses, so berührt er den ersteren nicht mehr, wie ich mehrmals zu beobachten Gelegenheit hatte. Er liebt nämlich das Blut zu sehr, um nicht ein lebendes Thier einem schon erlegten vorzuziehen. Auch begnügt er sich nicht, nur ein einziges Thier zu erlegen, wenn er mehrere kann habhaft werden. Durch diese Blutgier richtet er oft in den Schafheerden bedeutenden Schaden an. So tödtete ein Cuguar während meines Aufenthaltes in einer Meierei acht-

zehn Schafe in einer Nacht. Von keinem derselben hatte er auch nur einen Bissen gefressen, sondern ihnen nur den Hals aufgerissen. Als wir ihn des andern Tages im nahen Walde erlegten, fand ich seinen Magen noch ganz strotzend von Blut, aber kein Fleisch darin. Wenn er sich übermächtig mit Blut angefüllt hat, so entfernt er sich, gegen seine Gewohnheit, nie weit von dem Schauplatze seiner Metzelei, und überläßt sich sogleich dem Schlafe. Ich habe diese Art von Berausung durch Blut noch bei mehreren Raubthieren bemerkt, welche dasselbe dem Fleische vorziehen. So fand ich z. B. Didelphen und Ma'ler in Schlaf versunken, mitten unter den von ihnen geodeteten Hühnern. Nach den Erzählungen der Landleute in Paraguay soll oft ein Cugar fünfzig und mehr Schafe in einer Nacht erwürgen, was auch Azara versichert; jedoch scheint mir diese Anzahl übertrieben. Ich habe nie bemerkt, daß der Cugar seine Beute weit von dem Orte wegschleppt, wo er sie gemacht hat, wenigstens thut er dieß nicht mit Kälbern, Füllen und Schafen. In Fäulniß übergegangenes Fleisch berührt er niemals. Pferde, Maulesel, Stiere und Kühe greift er nicht an; eben so wenig Hunde, obschon er sich auf seinen Streifereien oft den Wohnungen nähert. Den Menschen flieht er so wie er seiner ansichtig wird.

Der Cugar hält sich nie sehr lange in dem gleichen Revier auf. Auf seinen Streifereien und Wanderungen aber sieht man ihn weit seltener als den Jaguar über einen Fluß setzen. Er scheint vielmehr, wie unsere Hauskatze, das Wasser zu scheuen, und bloß durch die größte Noth gezwungen sich in dasselbe zu begeben. Als einst meine Hunde ein solches Raubthier gegen einen, in etwas angeschwollenen Bach hin jagten, warf sich dasselbe nicht ins Wasser um hinüber zu kommen, sondern kletterte auf einen Baum, der am Ufer stand, und sprang von einem über den Bach hangenden Ast auf einen Baum des jenseitigen Ufers. Nichts desto weniger ist der Cugar im Nothfalle ein sehr guter Schwimmer.

Er lebt beinahe das ganze Jahr hindurch allein. Nur zur Begattungszeit, welche im Hornung und Merz eintrifft, suchen sich die Geschlechter auf, bleiben aber nur kurze Zeit beisammen; denn sehr selten trifft man sie in Gesellschaft. Sie lassen zu dieser Zeit, so wenig wie ausser derselben, ein Gebrüll hören. Die Tragezeit mag höchstens drei Monate dauern. Das Weibchen wirft gewöhnlich zwei, seltener drei, Junge, die blind zur Welt kommen sollen. Die Mutter versteckt sie im hohen Grase oder im Dickicht des Waldes, auch wohl in einen hohlen Baum, entfernt sich aber oft sehr weit von ihnen, wenn sie auf Raub ausgeht. Auch vertheidigt sie dieselben gar nicht gegen Hunde und Menschen. Die Jungen begleiten die Mutter nach einigen Wochen auf ihren Streifereien, werden aber bald von ihr verlassen.

Das von Azara beschriebene Männchen mit einem einzigen Testikel, war, wie man sich vorstellen kann, eine Anomalie. Mit Recht erklärt er hingegen die Sagen von Kämpfen und Geschlechtsvermischung zwischen dem Cuguar und dem Jaguar für Märchen, obwohl sie nicht nur in einem grossen Theile von Südamerika von den Einwohnern erzählt und geglaubt werden, sondern auch in die mehrsten älteren Beschreibungen dieses Landes übergegangen sind.

Der Cuguar läßt sich, wenn er jung eingefangen wird, sehr leicht zähmen, und das so gut, daß man ihn zum Hausthiere machen könnte, wenn ihn nicht hin und wieder die Lust anwandelte, seine Blutgier an dem zahmen Geflügel auszuüben. Wird er aber seiner Freiheit beraubt, wenn er schon alt ist, so läßt er sich zu Tode hungern. Man zieht ihn mit Milch und gekochtem Fleische auf; vegetabilische Nahrung ist ihm sehr zuwider und muß wenigstens mit Fleischbrühe gekocht werden, damit er sie genieße. Auch erkrankt er sehr bald, wenn man ihm kein Fleisch gibt. Warmes Blut ist aber seine Lieblingsspeise. Ich habe öfters einem zahmen Cuguar fünf und sechs Pfunde davon auf einmal ohne Nachtheil

gegeben. Das rohe Fleisch beleckt er, ehe er dasselbe verzehrt. Er beißt wie der Jaguar, oder wie unsere Hauskatze, indem er den Kopf auf die Seite biegt. Nach der Mahlzeit legt er sich schlafen, nachdem er erst die Pfoten und einen Theil des Leibes beleckt hat, und bringt so einen Theil des Tages zu. Flüssigkeiten nimmt er lappend zu sich, und man muß ihm solche, besonders zur Sommerszeit, öfters reichen. Frisches Blut ersetzt ihm zum Theil das Wasser, doch nicht gänzlich. Ich glaube bemerkt zu haben, daß ein gezähmter Cuguar, wenn er Durst fühlt, weit eher unter dem zahmen Federvieh Schaden anrichtet als wenn man ihn reichlich mit Wasser versieht. Läßt man den Cuguar, welcher als Säugling eingefangen und mit Sorgfalt aufgezogen ist, weder Hunger noch Durst leiden, so wird er selten seinem Herrn schädlich. Er lernt seine Hausgenossen, sowohl Menschen als Thiere, nach und nach kennen und fügt ihnen, das Federvieh allein ausgenommen, mit Willen keinen Schaden zu. Jung spielt er mit jedem beweglichen Gegenstande, besonders gerne mit hölzernen Kugeln. Mit Hunden und Katzen verträgt er sich sehr gut und gaukelt mit ihnen. Gewöhnlich hält man ihn an einem ledernen Riemen angebunden, den er nicht zu zernagen versucht. Ich habe aber auch Cuguare gesehen, die man zuweilen frei im Hause herumlaufen ließ. Sie suchten ihren Herrn, oder vielmehr die Person, die ihnen gewöhnlich zu fressen gab, auf, schmiegt sich nach Katzenart an sie an, beleckten ihr die Hände, oder legten sich ihr zu Füßen. Wenn man sie streichelte, so gaben sie einen knurrenden Ton von sich, der dem sogenannten Spinnen unserer Katzen ähnlich war und womit sie ihr Wohlbehagen ausdrückten. Ihre Furcht gaben sie durch eine Art von Schnelten, ihren Unwillen durch einen murrenden Laut zu erkennen. Brüllen, wie es der Jaguar thut, hört man sie nie. Nur dadurch wird der zahme Cuguar unangenehm, daß, wenn er einmal seinen Herrn liebgewonnen hat, und also gern mit ihm spielt, er sich bei seiner Annäherung

versteckt und dann unversehens auf ihn dar springt. Auch gebraucht er nicht selten, obschon spielend, seine Krallen und Zähne auf eine unangenehme Art. Der Besitzer eines Meierhofes in Paraguay versicherte mir, er habe einen Cuguar so weit gezähmt, daß er ihn mit seinen Hunden zur Jagd gebrauchen konnte; eine Erzählung, deren Wahrheit ich übrigens nicht verbürgen möchte.

Der Cuguar wechselt seine Milchzähne im ersten Jahre. Anfangs des dritten Jahres hat er sein vollkommenes Wachsthum erreicht. Seine Lebensdauer ist bis jetzt noch unbekannt; der Analogie nach und zufolge der Aussagen mehrerer Jäger mag sie zwölf bis fünfzehn Jahre betragen. Sein Harn hat einen stinkenden Geruch; eben so sein Athem. Seinen Koth bedeckt er mit Erde wenn er nicht angebunden ist.

Das Fell des Cuguars wird in Paraguay nicht benutzt. Auch stellen ihm die Einwohner bloß dann nach, wenn sie ihn von ungefähr auf dem Felde antreffen oder wenn er ihnen Schaden unter den Schafheerden angerichtet hat. Uebrigens findet man ihn, da seine Jagd mit keiner Gefahr verbunden ist, immer seltener. Auf offenem Felde wird er gewöhnlich mit Schlingen gefangen, im Walde entweder durch einen Schuß, oder mit der Lanze getödtet. Trift man einen Cuguar auf dem Felde an, so flieht er in großen Sprüngen; bald aber hohlen ihn die Reiter ein, werfen ihm ihre Schlingen um und erdroßeln ihn. Im Walde hält es schon schwerer seiner habhaft zu werden. So wie er nur von weitem das Geräusch der nahenden Menschen oder das Anschlagen der Hunde hört, klettert er auf einen Baum, wodurch die Hunde seine Ferte verlieren, und flieht mit der größten Schnelligkeit indem er von einem Baum zum anderen springt. Hat aber der Jäger die Vorsicht den Cuguar des Morgens frühe, gleich nachdem er einige Schafe oder ein Füllen erlegt hat, aufzusuchen, so überrascht er ihn meistens im ersten Schläfe, wo ihm dann die Hunde nicht Zeit lassen einen Baum zu besteigen. Sie umringen ihn sogleich

und greifen ihn muthig an. Alsdann aber vertheidigt sich das Raubthier mit eben so viel Muth als es sonst Furcht zeigt, und versetzt oft seinen Gegnern, besonders mit den Klauen, tödtliche Wunden; jedoch unterliegt es diesem Kampfe, wenn die Hunde groß und geübt sind. Der Jäger sticht nun den von allen Seiten bedrängten Cuguar mit seiner Lanze nieder oder giebt ihm einen Schuss, wobei er, wenn er sich dem Thiere nicht unvorsichtig nähert, keiner Gefahr ausgesetzt ist, denn dieses springt nicht, wie der angegriffene Jaguar, auf den Menschen los. Sind die Jagdhunde klein und schwach, so entwischt ihnen oft der Cuguar durch einen einzigen Satz, indem er in eine Höhe von acht bis neun Fuß an einen Baumstamm hinaufspringt, von dem er noch zehn und mehr Fuß entfernt war. Ist dann der Jäger nicht schnell mit seiner Flinte bereit, so verliert er ihn zwischen den Aesten sogleich aus dem Auge.

FELIS PARDALIS. L.

(Felis mitis, F. Cuv.) (Felis tigrina. L.)

Der Chibi-guazu.

Die dritte, in Paraguay vorkommende, Katzenart ist diejenige, welche die Eingebornen Chibi-guazu oder Mbaracaya-guazu, d. h. große Katze, die Spanier Onça nennen, unter welchen Namen sie auch Azara beschrieben hat. Dieser Naturforscher beging aber den Fehler ein ungewöhnlich großes Individuum zu seiner Beschreibung zu wählen.

Hr. F. Cuvier hat in seinem Werke über die Säugethiere unter dem Namen Felis mitis eine neue Katzenart aufgestellt, deren Beschreibung beinahe ganz mit derjenigen übereinstimmt, die Azara vom Chibi-guazu geliefert hat; auch erkannte ich beim erstem Anblicke der,

in Hr. Cuvier's Werke enthaltenen, Abbildung diese paraguayische Katze, und stehe daher nicht an, *Felis pardalis* oder *ocelot* und *Felis mitis* für eine und dieselbe Gattung anzusehen. Der Prinz zu Wied scheint ebenfalls dieser Meinung zu seyn, obgleich er sich nicht bestimmt darüber auszusprechen wagt. Uebrigens mag die folgende Beschreibung zeigen, in wie fern mein Urtheil richtig ist.

Der Chibi-guazu kommt in Paraguay häufig vor, und ich habe, neben einer großen Anzahl von Fellen, über zwanzig zahme Individuen dieser Katzenart von verschiedenem Alter theils gesehen, theils selbst besessen. Er ist mit geraden, kurzen, dichtstehenden, in etwas glänzenden und weich anzufühlenden Haaren bedeckt, die an dem Körper anliegen, und auf der Mittellinie am Halse, an der Brust und am Bauche in etwas länger sind als am übrigen Körper. Auf jeder Seite über der Oberlippe sitzen mehrere, mit ihr gleichlaufende, Reihen von, zwei bis drei Zoll langen, borstenartigen Haaren. Ein Büschel ähnlicher Haare steht über jedem Auge und auf jedem Backen.

Die Grundfarbe des Felles ist weißlichgelb, ausgenommen über und unter dem Auge, an den Backen, an der Kehle, am unteren Theile des Halses, an der Brust, am Bauche, an der inneren Seite der vier Extremitäten und an der unteren Seite des Schwanzes, wo sie weiß ist. Die Haare haben übrigens nicht in ihrer ganzen Länge die eine oder die andere dieser Farben; alle sind an ihrer Basis aschgrau, welche Farbe auch an den Seiten des Rumpfes in etwas durchscheint. Der ganze Körper ist theils mit schwarzen Flecken und Streifen, theils mit röthlichgelben, unregelmäßig geformten Flecken, die einen schwarzen Saum haben, besät. Auf jeder Seite der Stirn findet sich ein schwarzer Streif, der über dem Auge anfängt und sich gegen das Ohr hin verliert. Der Zwischenraum dieser Streifen ist mit schwarzen Flecken ausgefüllt. Zwei andere schwarze Streifen laufen auf jeder Seite des Kopfes, der eine vom äußeren Augenwinkel an,

der andere unter dem zygomatischen Bogen, rückwärts und enden, indem sie sich beinahe vereinigen, unter dem Ohr. Die Lippen sind mit wenigen, kurzen, weißen Härchen besetzt, so daß die Fleischfarbe der Haut durchscheint. Die borstenartigen Haare, die weiß und schwarz geringelt sind, sitzen auf schwarzen Flecken. Die Schnauze ist schwärzlichbraun. An der Kehle läuft von einem Backen zum anderen ein brauner Streifen, welchen anzugeben Azara in seiner Beschreibung vergessen hat. Das abgerundete Ohr ist innen gelblichweiß, am Rande weißlichgelb, und außen schwarz mit einem gelben Flecken nach hinten. Zwischen den Ohren entspringen fünf schwarze Streifen, welche rückwärts über den Nacken hin laufen und von denen die zwei äußeren sich nach außen krümmen, um sich auf der Seite des Halses zu verlieren. Auf dem Rücken, von den Athseln bis zur Schwanzwurzel, sieht man vier Reihen schwarzer länglicher Flecken. Die Seiten des Rumpfes und die Weichen sind, jede mit fünf, höchstens sechs, unvollkommenen Reihen von röthlichgelben, schwarzumrandeten Flecken, die Schultern und die Oberarme theils mit schwarzen, schiefslaufenden Streifen, theils mit runden schwarzen Flecken bedeckt. Querstreifen von gleicher Farbe zeigen sich an der äußeren Seite des Vorderarmes. Die hinteren Extremitäten sind auf ihrer Außenseite mit mehr rundlichen als länglichen, schwarzen Flecken unregelmäßig besprengt, die vier Füße schwarz betupft. An der unteren Seite des Halses und des Rumpfes, so wie an der inneren Seite der vier Extremitäten, wo die Grundfarbe die weiße ist, befinden sich ebenfalls nur schwarze Zeichnungen, die am Halse aus zwei nach seiner Länge laufenden Streifen, an der Brust und am Bauche aus runden Flecken bestehen, an welchem letzteren sie auf jeder Seite der Mittellinie eine Reihe bilden. Die innere Seite der vorderen Extremitäten ist ebenfalls mit runden Flecken besät; nur nach oben sieht man einen oder zwei Querstreifen. Mit ähnlichen Streifen ist

die ganze innere Seite der hinteren Extremitäten gezeichnet. Der Schwanz, der gegen sein Ende in etwas dünner wird, ist an der Wurzel ringsum, weiter hin aber nur auf seiner unteren Seite schwarz gefleckt; auf seiner oberen Seite hat er dagegen mehrere halbe und an der Spitze drei ganze Ringe von der nämlichen Farbe. Die Sohlen sind dunkelbraun.

Zwischen dem männlichen und dem weiblichen Chibi-guazu, wenn beide ausgewachsen und von gleichem Alter sind, hat in Farbe und Zeichnung kein Unterschied statt, außer daß man am Weibchen gewöhnlich in etwas blässere Farben und weniger schwarze Flecken als am Männchen bemerkt. Dagegen zeigt sich in dieser Hinsicht eine große Verschiedenheit zwischen jungen und alten Individuen, so wie auch bei ganz erwachsenen, unabhängig vom Geschlechte, einige Abänderung in den Zeichnungen vorkommen.

In seinem ersten Altersjahre ist der Chibi-guazu mit äußerst weichen und sehr biegsamen Haaren bedeckt, die man mit denen eines jungen Kaninchens vergleichen könnte. Die Grundfarbe seines Felles an den Ober- und Seitentheilen des Rumpfes ist bald hellgelb, bald mehr ins Grauliche ziehend. Die schwarzen Zeichnungen sind ganz verworren. Noch sind keine Streifen auf den Schultern und auf der Stirn zu sehen, sondern nur Reihen von Flecken. Die röthlichgelben Flecken auf den Seiten des Rumpfes sind bloß theilweise mit einem schwarzen Rande umgeben. Bei ganz jungen Individuen sind sie noch gar nicht vorhanden und man sieht an diesen Stellen nur halbmondförmige Stücke des schwarzen Randes. Die Zeichnungen an dem unteren Theile des Halses und des Rumpfes, so wie an der inneren Seite der vier Extremitäten, haben nicht eine schwarze, sondern eine braune oder aschgraue Farbe.

Erst nachdem das Thier ein Alter von achtzehn Monaten erreicht hat, sind Farbe und Zeichnung seines Felles vollständig, und auch dann noch findet man nicht selten

zwischen den verschiedenen Individuen einige Abweichungen. So trifft man oft Felle an, deren Grundfarbe bald blässer als die gewöhnliche und bald röthlich ist, was aber auch von dem, entweder vor kurzem vorgegangenen oder nahe bevorstehenden, Wechsel der Haare abhängt, wie ich mich durch wiederholte Beobachtungen an zahmen Chibi-guazu versichern konnte. Ferner haben einige dieser Katzen weit mehr Flecken an der Brust und am Bauche als andere; die Streifen auf den Schultern sind bei einigen kürzer, bei den anderen länger, oft so lang, daß sie sich über die ganze Schulter erstrecken. Auf dem Rücken fließen oft die zwei mittleren Reihen von Flecken beinahe in eine zusammen. Was die Zeichnung des Schwanzes betrifft, so sieht man selten zwei Individuen, bei denen sie die gleiche wäre. Bald fangen die Halbringe nahe an der Wurzel, bald erst in einer Entfernung von drei bis vier Zollen von derselben an; gegen das Ende des Schwanzes finden sich bald vier, bald nur zwei ganze Ringe; endlich habe ich Individuen gesehen, deren Schwanzende schwarz statt gelb war. Bei allen diesen Verschiedenheiten, die, wie schon Azara bemerkt hat, durchaus nicht von der Verschiedenheit des Geschlechtes abhängen, kann man als Kennzeichen der Gattung ausheben: zwei Streifen auf der Stirn und auf jedem Backen, vier auf dem Nacken, ringförmige Flecken auf den Seiten des Rumpfes, kleinere oder größere Flecken und Streifen am Halse, an den Schultern und an den Extremitäten, ein Streifen an der Kehle, schwarze Ohren mit einem weissen Flecken nach außen und Ringe am Schwanzende. Diese regelmäßigen Zeichnungen, in Farben die gefällig gegen einander abstechen, machen diese Katze zu einem der schönsten Thiere von Paraguay.

Ein ausgewachsener Chibi-guazu hat gewöhnlich folgende Maasse:

2' Länge vom Hinterhaupt bis zur Schwanzwurzel; 5''
Länge des Kopfes; 1' Länge des Schwanzes; 1' 4''
vordere Höhe; 1' 5'' hintere Höhe.

Nur selten findet man Individuen, welche die angegebenen Dimensionen übertreffen.

Der Chibi-guazu scheint im größten Theile von Südamerika bis zum zwei und dreißigsten Grade südlicher Breite zu Hause zu seyn. Es ist sich daher nicht zu wundern, wenn man einige kleine Abänderungen in der Farbe und der Zeichnung eines Thieres bemerkt, das so verschiedene Himmelsstriche bewohnt.

Er hat ein schlankes Aussehen. Sein schmaler Körper zeigt Gewandtheit, seine muskulösen Beine und Pfoten zeigen Kraft an. Sein Gang ist leicht und leise. Er schleicht, oder trabt, oder springt in Sätzen wie die Hauskatze. Seine ganze Haltung, besonders aber die des Halses und des Kopfes, ist unübertrefflich in Hr. F. Cuvier's Werke über die Säugethiere durch die Abbildung von *Felis mitis* dargestellt. Sein Auge, dessen Pupille beinahe rund, und dessen Iris bei jungen Individuen gewöhnlich hellblau, bei alten aber graulichbraun ist, leuchtet bei Nacht. Sein Blick ist ohne Ausdruck und wird nur dann wild, wenn man dem hungrigen Thiere seine Nahrung vorhält, oder ihm dieselbe wegnehmen will. Bei Nacht, es mag auch noch so dunkel seyn, scheint der Chibi-guazu sehr gut zu sehen, bei Tage aber weniger. Sein Geruch ist schwach, sein Gehör dagegen scharf.

In Paraguay, wo er häufig vorkommt, hält er sich in den undurchdringlichsten Wäldern und im dichtesten Gestrüppe auf. Ich habe ihn jedoch in bewohnten Gegenden so wie in Einöden, an den Ufern von Strömen und Bächen, am Saume und in der Mitte der Waldungen, deren Breite zwanzig und mehr Stunden betrug, angetroffen; auch in sumpfigen Gegenden findet man ihn, nie aber auf offenem Felde. Er scheint kein bestimmtes Lager zu haben. Den Tag über schläft er im dunkelsten Theile des Waldes, zuweilen in einem hohlen Baume, oder auch zwischen undurchdringlichen Bromelien, die von dichtem Strauchwerke beschattet sind. In der Morgen- und Abenddämmerung, besonders aber bei Nacht,

diese mag noch so dunkel und stürmisch seyn, geht er dem Raube nach.

Seine Nahrung sind Vögel, die er entweder auf den Bäumen oder auf der Erde in ihren Nestern beschleicht; ferner alle kleineren Säugethiere, wie junge Rehe, junge Pecaris, Affen, Quatis, Acutis, Pacas, Ratten, Mäuse u. s. w.

Da diese Katze meist nur des Nachts auf Raub ausgeht, so habe ich sie nie auf ihren Jagden beobachten können. Sie scheint aber auf ihren Streifzügen große Märsche zu machen, denn ich habe in den sogenannten Urwäldern ihre Fußstapfen oft stundenlang verfolgt. Man stößt selten auf Ueberreste ihrer Mahlzeit, und trifft man solche an, so sind es gewöhnlich nur die Federn eines erlegten Vogels. Ich halte sie daher nicht für Blutdürstig, und glaube, daß sie nicht mehr Thiere auf einmal tödtet, als sie zu ihrer Sättigung bedarf, was sich auch durch die Beobachtung gefangener Chibi-guazu's bestätigt, die bloß wenn sie hungrig sind ein Thier tödten und zwar immer nur eines auf einmal, wenn es groß genug ist um sie zu sättigen. Sie klettert sehr gut, wobei ihr die starke Krümmung ihrer Krallen vortrefflich zu statuten kommt. Wo die Bäume dicht stehen, springt sie nicht selten, wenn sie gejagt wird, von einem Baume zum anderen; jedoch hat sie darin lange nicht die Fertigkeit des Cuguar's. Sie ist ein trefflicher Schwimmer, obgleich sie sich nur durch die Noth gezwungen ins Wasser wagt, wie z. B. wenn sie durch Ueberschwemmungen vom festen Lande abgeschnitten wird; alsdann sucht sie das nächste Ufer zu gewinnen, so daß es nichts seltenes ist, einen Chibi-guazu mitten in einer Stadt, die am Wasser liegt, ans Land steigen zu sehen. So sah ich einen solchen, der über einen Theil des Paraguaystromes geschwommen war, bei seiner Landung im Hafen zu Asuncion erschiessen.

Diese Katze lebt paarweise in einem bestimmten Revier. Der Jäger kann gewiß seyn, daß wenn er den Tag über eine derselben aufscheucht, die andere nicht entfernt

ist. Mehr als ein Paar trifft man aber nie in dem nämlichen Revier an. Das Männchen und das Weibchen gehen selten zusammen auf den Raub aus, sondern jedes jagt für sich; auch helfen sie einander nicht um grössere Thiere zu erlegen, oder feindlichen Angriffen zu widerstehen. Die Begattungszeit tritt bei ihnen im Weinmonat ein und soll, nach der Aussage von Jägern, bis Mitte Wintermonats dauern. Die Begattung geschieht des Nachts und unter Geschrei, das dem unserer Hauskatzen nicht unähnlich ist. Von der Tragezeit ist mir nur so viel bekannt, daß ein, in einer Falle gefangener, weiblicher Chibi-guazu, welchen der bejahrte Hr. Nozeda, Azara's Freund und Begleiter auf mehreren Reisen, besafs, nach der achten Woche seiner Gefangenschaft Junge warf. Gewöhnlich sind es deren zwei, welche die Mutter in einen hohlen Baum oder im Dickicht des Waldes versteckt. So wie sie fressen können, trägt ihnen diese kleine Säugethiere und Vögel zu; wenigstens findet man in ihrem Lager immer Federn und Reste von Knochen.

Dem Menschen schadet der Chibi-guazu nur wenig. Er fürchtet ihn und die Hunde zu sehr, als daß er sich bevölkerten Gegenden näherte. Nur Wohnungen, die nahe an Wäldern liegen, werden hin und wieder von ihm heimgesucht, und auch alsdann nimmt er höchstens zwei Hühner oder eine Bisamente weg, die er ins nächste Gebüsch trägt und sogleich verzehrt. Ist ihm seine erste Unternehmung gelungen, so kommt er gewöhnlich die folgenden Nächte wieder, bis er gefangen oder verscheucht wird.

Der Chibi-guazu wird in Paraguay häufig als Säugling eingefangen und gezähmt. Auch alte Individuen, die man in Fallen fängt, werden nach einiger Zeit, jedoch nur bis auf einen gewissen Grad, zahm. Man zieht die Jungen mit Milch auf, und nährt sie späterhin größtentheils mit gekochtem Fleische. Bei bloß vegetabilischer Nahrung erkranken sie bald; füttert man sie aber mit rohem Fleische, was gewöhnlich nur bei den Alten

geschieht, so werden sie größer, und schöner im Felle, als bei gekochtem Fleische und Pflanzennahrung. Wenn ein alt eingefangener Chibi-guazu eines kleinen Hundes oder einer Katze kann habhaft werden, so ergreift er das Thier, wie schon Azara bemerkt hat, beim Nacken, wirft es nieder, hält mit den Vorderbeinen seine Vorderbeine, mit den Hinterbeinen seine Hinterbeine fest und reißt ihm den Hals auf. Eben so bemerkt Azara ganz richtig, daß sie bei fortgesetztem Genuße von Katzenfleisch krätzig werden und endlich sterben. Sonderbar aber ist seine Behauptung, daß das Katzenfleisch sie mauen mache gleich Katzen. Die Klagetöne, welche das, durch den Genuß dieses Fleisches erkrankte, Thier ausstößt, obgleich sie einige Aehnlichkeit mit dem Mauen haben, sind ihm ganz eigen, und es giebt sie von sich, so wie es leidet, die Ursache seines Mißbehagens mag dann seyn welche sie wolle. So mauet es z. B. auf die nämliche Art, wenn man es durch Hunger gezwungen hat, Kröten oder Schlangen zu fressen; diese verursachen ihm, wie schon Azara beobachtete, heftiges Brechen und schwächen seine Verdauungskraft so sehr, daß es jede andere Speise wieder herausbricht, allmählig abmagert und stirbt; in welchem Falle ich bei der Section eine starke Entzündung der inneren Magenhaut fand. Das Geflügel ergreift der Chibi-guazu beim Kopfe oder beim Halse und tödtet es durch den ersten Biß. Dann rupft er, ehe er dasselbe genießt, mit dem Munde den größten Theil der Federn aus. Beim Fressen legt er eine oder beide Vorderpfoten auf das Fleisch und kaut übrigens wie die Hauskatzen. Nachdem er gesättigt ist, beleckt er sich das Maul, die Pfoten und zum Theil auch den übrigen Körper, und legt sich gewöhnlich schlafen. Flüssigkeiten nimmt er lappend zu sich. Ihren Koth verscharren diese Katzen, wenigstens in der Gefangenschaft, nie; hingegen haben sie die, auch von Azara bemerkte, Eigenheit, daß sie denselben in ihr Trinkgefäß ablegen, sie mögen in einem Käfig eingeschlossen seyn oder frei im Hause herumgehen. Sie bringen den

größten Theil des Tages zusammen gerollt und schlafend zu; gegen Abend werden sie unruhig und bleiben die ganze Nacht hindurch wach. Wenn sie noch ganz jung sind, lassen sie öfters einen mauenden Ton hören, besonders wenn sie Hunger oder Durst oder Langeweile haben. Später geben sie, außer im kranken Zustande, diesen Ton nur selten von sich. Werden sie im Fressen gestört, so knurren sie; ihre Zufriedenheit legen sie durch das sogenannte Spinnen, und ihre Furcht oder ihren Zorn durch ein Schnutzen an den Tag. Chibi-guazu's, die man schon alt einfängt, unterwerfen sich wohl dem Menschen, werden aber nie vollkommen zahm. Der Verlust ihrer Freiheit macht sie niedergeschlagen und gleichgültig gegen gute oder schlechte Behandlung. Sie lassen sich schlagen, ohne sich zu vertheidigen, machen keinen Unterschied zwischen ihrem Wärter und anderen Menschen und bezeigen ihm weder Zutrauen noch Freude wenn sie ihn sehen. Ganz junge Chibi-guazu's hingegen, wenn man sie mit Sorgfalt aufzieht, werden in hohem Grade zahm. Gleich jungen Hauskatzen gauckeln sie mit einander oder spielen mit einem Stück Papier oder mit einer Pomeranze. Ihren Wärter lernen sie bald kennen, springen ihm nach, belecken ihm die Hände, legen sich zu seinen Füßen nieder oder klettern an ihm herauf. Das letztere thun sie übrigens auch bei Personen, die sie noch nie gesehen haben. Sie lieben sehr, daß man sie streichle, wobei sie, wenn sie älter werden, sogleich anfangen zu schnurren. Sie zeigen nie Falschheit. Mit den Hunden und Katzen, mit denen sie unter einem Dache wohnen, vertragen sie sich sehr gut, dem Geflügel aber stellen sie nicht selten nach. So wie sie die Lust ankommt eine Henne zu tödten, springen sie auf dieselbe zu, aller früheren Strafen uneingedenk; selbst im Augenblicke des Raubes lassen sie sich durch keine Züchtigung abschrecken und dieser muß ihnen durch Gewalt entrißen werden. Man hält sie ihrer unvertilgbaren Raubsucht wegen gewöhnlich in einem Käfig oder an einem Stricke ange-

bunden, den sie eben so wenig, als die zwei früher beschriebenen Katzenarten zu zernagen suchen.

Man hat in Paraguay kein Beispiel, daß sich diese Katze in der Gefangenschaft fortgepflanzt hätte, denn das Weibchen, welches bei Hr. Nozeda warf, war schon trüchtig als es in seine Hände kam; sogleich nach der Niederkunft fraß es seine Jungen.

Der Chibi-guazu wechselt in seinem ersten Lebensjahre seine Milchzähne, die äußerst spitz sind. Sein vollständiges Wachsthum erreicht er erst nach dem zweiten Jahre. Was für ein Alter er erreichen mag, ist mir unbekannt. Nahe bei Villa Real sah ich ein sehr schönes Individuum, von dem mir der Besitzer sagte, daß er dasselbe als Säugling vor sieben Jahren gefangen habe.

Dem Chibi-guazu wird in Paraguay nicht sowohl des Schadens, den er anrichtet, als seines schönen Felles wegen nachgestellt, aus welchem die Einwohner sich Winterstiefel verfertigen. Man fängt ihn am leichtesten vermittelst Fallen, in deren Hintergrund ein Käfig mit einem eingesperrten Hahn gestellt oder auch Rindfleisch als Köder angebracht wird. Azara sagt, daß man das gleiche Thier mehrere Male in der nämlichen Falle und an der nämlichen Stelle wieder fangen könne, wenn man es losläßt, was von geringer Intelligenz zeugt. Spüren die Jagdhunde bei Tag einen Chibi-guazu in seinem Schlupfwinkel auf, so flieht er sogleich und besteigt einen Baum, von dem ihn dann der Jäger leicht kann herunterschies- sen. Fällt er, nur angeschossen vom Baume, so vertheidigt er sich herzhast mit seinen Krallen gegen die Hunde. Die Jungen verrathen nicht selten ihren Aufenthalt durch Mauern, und werden daher auch ohne Hunde aufgefunden.

Der Chibi-guazu wird in Paraguay besonders als der Feind der Alector's, der Penelopen und der, in den Wäldern lebenden, Tinamus angesehen; auch dürfte die geringe Anzahl, in der man diese Vögel aus der Hühner-

familie in Paraguay antrifft, allerdings der Raubsucht dieser Katze zuzuschreiben seyn.

FELIS MACRURA. M. de Wied.

Langgeschwänzte Tigerkatze.

Auf einer Reise in das nördliche Paraguay traf ich bei der Hütte einiger wilden Indianer aus dem Stamme der Guaranis, welche die Cordillera de los montes bewohnen, das zerrissene Fell und den am Feuer sich bratenden Körper einer Katzenart an, die ich anfangs für einen Chibi-guazu hielt. Die Länge des abgeschnittenen Schwanzes fiel mir aber sogleich auf, indem ich fand, daß sie über einen Drittheil der ganzen Länge des Thieres ausmachte, was beim Chibi-guazu nicht der Fall ist. Zugleich war er weit behaarter und nicht ganz auf die nämliche Art gezeichnet wie bei der letztern Katze. Der Kopf schien mir im Verhältnisse zu den übrigen Theilen des Körpers kleiner, die Extremitäten aber und die Eckzähne länger, als beim Chibi-guazu, dessen Farbe und Zeichnungen ich auf dem zerrissenen Felle ebenfalls nicht ganz erkennen konnte.

Die Indianer sagten mir durch meinen Dolmetscher, diese Katze sei nicht der Chibi-guazu, komme seltener vor als dieser, streife mehr bei Tag als bei Nacht in den Wäldern herum, und lebe besonders von Vögeln. Ob schon ich mir die folgenden Tage alle Mühe gab, mit Hülfe der Indianer ein vollkommenes Individuum zu erhalten, konnten wir doch auf keines stoßen.

Ich hätte daher dieser Katze, der Unvollständigkeit meiner Angaben wegen, hier kaum erwähnt, wenn ich in ihr nicht die *Felis macrura* zu erkennen glaubte, welche der Prinz zu Wied zuerst beschrieben und als eine neue Art aufgestellt hat. Ich verweise daher meinen Le-

ser auf dessen vortreffliche Beschreibung in seinen Beiträgen zur Naturgeschichte von Brasilien.

FELIS YAGUARUNDI. Desm.

Der Yaguarundi.

Diese und die folgende Katze sind bis jetzt bloß von Azara beschrieben worden. Sie werden beide in Paraguay Eyra genannt, jedoch mit dem Unterschiede, daß man für die erstere das Beiwort hu, d. h. schwarz, für die zweite das von pyta, roth, hinzufügt. Auf Spanisch heißen sie Gato del monte negro und Gato del monte Colorado, schwarze und rothe Waldkatze. Da Azara den Eyra-hu Yaguarundi nennt, so behalte ich, um Verwirrung zu verhüten, demselben diesen Namen bei, obschon er nicht einmal mehr bei den Indianern der Missionen, die doch die guaranische Sprache am unverdorbensten reden, im Gebrauche ist. Nur die wilden Guaranis kennen dieses Thier noch unter jenem Namen.

Der Yaguarundi ist in Paraguay nichts weniger als selten. Seine Haare sind weich, gerade, nur sehr schwach glänzend, dicht stehend, und von einer Länge von etwa sechs Linien; im Gesichte sind sie in etwas kürzer, am Schwanze hingegen um zwei bis drei Linien länger. Wenn man die Haare mit der Hand rückwärts streicht, so bemerkt man einige die kürzer sind als die übrigen, doch nicht kurz genug, um für Wollenhaare gelten zu können, deren Weichheit und gekräuseltes Aussehen sie auch nicht besitzen. Auf jeder Seite über der Oberlippe, über beiden Augen und auf den Backen stehen einige, zwei Zoll lange, borstenartige Haare hervor. Die Farbe des ganzen Felles ist graulichschwarz. Die Haare, auch die borstenartigen, sind licht aschgrau und schwarz geringelt, mit schwarzer Spitze. Um den Mund und gegen die Füße

hin ist die graue Farbe vorherrschend. Das Weibchen unterscheidet sich vom Männchen durch eine in etwas lichtere Farbe. Bei beiden Geschlechtern ist übrigens das Haar schwärzer, wenn sie dasselbe eben gewechselt haben.

Abänderungen habe ich bei dem Yaguarundi keine angetroffen, ausser daß bei einigen Individuen, unabhängig vom Geschlechte, die graue Farbe vorherrschte.

Die Dimensionen dieser Katze sind folgende:

1' 7" Länge vom Hinterhaupte bis zur Schwanzwurzel;
3" 4" Länge des Kopfes; 1' 1" Länge des Schwanzes;
11" vordere Höhe; 1' 1" hintere Höhe.

Ausgewachsen ist sie selten kleiner als das angegebene Maafs, wohl aber übertrifft sie dasselbe hin und wieder in etwas. Männchen und Weibchen sind von gleicher Gröfse.

Der Yaguarundi hat ein schlankes, gewandtes Aussehen, und nähert sich durch seinen gedehnten Körper und seinen langen Schwanz sehr den Mardern. Alle seine Bewegungen sind leicht, und sein Gang ist der einer Hauskatze, wobei er aber den Schwanz nicht in die Höhe hält, wie er in Azara's Atlas abgebildet ist, sondern in schiefer Richtung gegen die Erde streckt. Sein Kopf ist klein, seine Nase gebogen; die Ohren sind kurz und abgerundet; das Aug ist klein und glänzend, die Iris dunkelbraun, die Pupille rund; sein Blick hat wenig Ausdruck. Er sieht bei Tage besser als es gewöhnlich bei den Katzen der Fall ist. Sein Gehör ist scharf, sein Geruch schwach.

Der Yaguarundi ist, meines Wissens, bis jetzt blofs im wärmeren Brasilien, in Paraguay, in einem Theile von Groß-Chaco und der Provinz Entre-Rios angetroffen worden. In Paraguay bewohnt er den Saum der Wälder, dichtes Gesträuch und die Hecken, unter denen stachlichte Bromelien wachsen; auf offenem Felde trifft man ihn nie. Er hat ein bestimmtes Lager, wo er die Mittagsstunden, gewöhnlich schlafend, zubringt. Er geht besonders des Morgens und des Abends, aber auch nicht selten den Tag

über, auf Raub aus, und ist keineswegs ein so nächtliches Thier, wie Azara behauptet. Bei sehr stürmischem Wetter verläßt er seinen Schlupfwinkel nicht.

Seine Nahrung besteht hauptsächlich aus Vögeln, dann auch aus kleinen Säugethieren, wie Apereas, Mäuse, Acutis, Kaninchen, und aus ganz jungen Rehen. Es ist aber unmöglich, daß er, wie man Azara erzählt hat, Hirsche angreife, und sich an dieselben anklammere, bis er sie getödtet hat; denn nicht nur ist er dafür zu schwach und zu wenig beherzt, sondern er bewohnt auch Gegenden, welche keine Hirsche besuchen, indem sich diese nur auf sehr sumpfigem Boden aufhalten.

Da der Yaguarundi sich nur zu häufig den Wohnungen nähert, um Hühner und Enten zu erbeuten, so fand ich öfters Gelegenheit ihn bei seinen Räubereien zu beobachten, oder machte mir vielmehr dieselbe, indem ich bei einer Hecke, wo sich ein solches Thier aufhielt, eine Henne an eine lange Schuur band und mich dann auf die Lauer stellte. Nach einiger Zeit streckte der Yaguarundi bald hier bald dort den Kopf zwischen den Bromelien hervor und sah sich vorsichtig um. Hierauf suchte er sich unvermerkt der Henne zu nähern, wobei er den Körper zur Erde duckte und bei seinem sorgfältigen Schleichen kaum die Grashalme in Bewegung setzte. Hatte er sich nun dem Gegenstande seiner Raubgier auf sechs bis acht Fuß genähert, so zog er den Körper in etwas zusammen und nahm einen sicheren Sprung auf die Henne, die er sogleich mit den Zähnen beim Kopfe oder beim Halse faßte und nach der Hecke tragen wollte. Beim Beschleichen eines Thieres bewegt er den Schwanz nicht so häufig, wie ich es bei anderen Katzenarten bemerkt habe. Man sieht ihn auch hin und wieder nahe bei einer Wohnung, im Gesträuche, auf das Geflügel lauern. Auf Bäumen habe ich ihn nie angetroffen, außer wenn er von Hunden gejagt wurde, wo er dann mit Leichtigkeit von Baum zu Baum setzt. Jedoch soll er, nach der Aussage der Landleute, nicht selten auf den Bäumen schlafende

Hühner des Nachts herabhohlen. Er tödtet nie mehr als ein Thier auf einmal. Ist aber dasselbe zu klein um ihn zu sättigen, so geht er von neuem auf Raub aus, was ich mehrmals beobachtet habe, wenn er blofs kleine Küchelchen erhaschen konnte. Auf seinen Jagden macht er selten weite Streifereien. Ohne Noth geht er nicht ins Wasser, obwohl er ein guter Schwimmer ist.

Er lebt gewöhnlich paarweise in einem bestimmten Revier, das er aber nicht selten mit anderen Paaren theilt, was bei keiner der vorhergehenden Katzenarten der Fall ist. So habe ich einmal sechs ausgewachsene Yaguarundis mit meinen Hunden aus einer Hecke herausgejagt. Der Herbstmonat und der Wintermonat sind für ihn die Zeit der Begattung. Man hört sie alsdann nicht selten zwischen den Bromelien sich herumbalgen, wobei sie einen kreischenden Ton von sich geben. Das Weibchen scheint von neun bis zehn Wochen zu tragen. Es wirft zwei bis drei Junge, im dichtesten Gestrünche oder in einem hohlen Baumstamme, auch wohl in einem mit Gestrüppe bewachsenen Graben. Die Mutter entfernt sich nie weit von ihrer Brut, versorgt dieselbe, so wie sie grösser wird, mit Vögeln und Apereas, und führt sie nach einiger Zeit mit sich auf die Jagd. Sie vertheidigt aber dieselbe weder gegen Menschen noch gegen Hunde, und flieht von ihrem Lager, so wie es der Jäger entdeckt hat.

Ich habe in Paraguay mehrere junge Yaguarundis eingefangen und zu zähmen versucht; ihre Raubsucht war aber zu groß, als daß ich dieselben je hätte frei im Hause können herumlaufen lassen, obgleich sie im übrigen so zahm waren wie die zähmeste Hauskatze. Ich hielt sie entweder in einem Käfig oder an einem Seile angebunden, welches sie nie zu zerbeißen suchten. Sie ließen sich sehr gern streicheln, spielten mit der Hand, die man ihnen darhielt, und äußerten durch ihr Entgegenkommen und durch Sprünge ihre Freude, wenn man sich ihnen näherte. Jedoch zeigten sie für Niemand ins besondere weder Anhänglichkeit noch Widerwillen. So wie man

sie auch nur einen Augenblick frei liefs, sprangen sie sogleich auf das Federvieh im Hofe los und fiengen eine Henne oder eine Ente weg. Selbst angebunden suchten sie solches zu erhaschen, wenn es in ihre Nähe kam, und versteckten sich zu dem Ende. Keine Züchtigung konnte ihnen diese Raubsucht benehmen, nicht einmal sie bewegen, ihren schon gemachten Raub fahren zu lassen. Ich habe Yaguarundis, die ein Küchelchen im Munde hatten, beim Halsbande aufgehoben und mehrere Male in der Luft herumgeschwungen, ohne dafs sie ihren Raub aus den Zähnen liefsen. Entrifs man ihnen denselben mit Gewalt, so bifsen sie wüthend um sich und sprangen nach der Hand, die ihnen den Fang weggenommen hatte. Wir fütterten unsere Yaguarundis mit Fleisch, dem sie vor dem Blute den Vorzug gaben. Vegetabilische Nahrung fressen sie blofs durch den grössten Hunger gezwungen. Wenn man ihnen ein Stück Fleisch vorwirft, so suchen sie sich damit zu verstecken, ehe sie fressen. Sie kauen und lappen übrigens gleich wie unsere Hauskatze, halten aber ihre Speise mit den Vorderpfoten fest. Sind sie gesättigt, so belecken sie ihre Tatzen und legen sich schlafen, wobei sie sich, wenn es kalt macht, zusammen rollen und den Schwanz über den Rumpf zurückschlagen. Ist aber die Jahreszeit warm, so strecken sie beim Schlafen alle vier Extremitäten und den Schwanz von sich, eine Beobachtung die ich gleichfalls an den drei zuerst beschriebenen Katzenarten gemacht habe. Gibt man ihnen des Morgens nichts zu fressen, so bleiben sie fast den ganzen Tag wach, und gehen unaufhörlich am Gitter ihres Käfches auf und nieder; werden sie aber Morgens und Abends gut gefüttert, so schlafen sie den Mittag und den grössten Theil der Nacht über.

Sperret man zwei Yaguarundis in einen Käfch ein, so leben sie in der grössten Eintracht mit einander. Sie belecken sich wechselseitig, spielen zusammen, und legen sich gewöhnlich neben einander schlafen. Nur beim Fressen setzt es zuweilen einige Schläge mit den Tatzen ab.

Mauen oder schnurren habe ich sie nie gehört; wohl aber drücken sie ihren Unwillen oder ihre Furcht durch Schneutzen aus. In Paraguay hat man bis jetzt kein Beispiel, daß sich der Yaguarundi in der Gefangenschaft fortgepflanzt hätte. Ich habe mehrere Paare dieser Katzenart zwei und drei Jahre lang in einem großen Käfig gehalten, ohne nur bemerken zu können, daß sie sich je begattet hätten.

Der Koth und der Urin des Yaguarundi riechen stark. Den ersteren verscharrt er, in der Gefangenschaft wenigstens, niemals; wird er aber nicht sehr reinlich gehalten, so geht er bald zu Grunde.

Er wechselt im ersten Jahre seine Milchzähne; gegen das zweite Jahr ist er ausgewachsen. Seine Lebensdauer mag, nach einigen Individuen zu schliessen, welche, sehr jung eingefangen, fünf bis sechs Jahre in der Gefangenschaft zubrachten, etwa sieben bis acht Jahre betragen. Das Haar wechselt er im Brachmonat und Heumonat.

Das Fell des Yaguarundi wird in Paraguay nicht benutzt, obgleich diese Katze nicht selten, wegen dem Schaden, den sie unter dem zahmen Geflügel anrichtet, entweder auf dem Anstande geschossen, oder in Fallen gefangen wird. Zuweilen jagt man sie auch mit Hunden, denen sie sich nur in der größten Noth widersetzt; gewöhnlich sucht sie ihnen zwischen den stachlichten Bromelien zu entschlüpfen oder klettert auf einen Baum, wo sie dann dem Jäger zur leichten Beute wird.

FELIS EYRA. Desm.

Der Eyra.

Der Eyra, oder vielmehr der Eyra pyta, ist in Paraguay weit seltener als der Yaguarundi oder Eyra hu.

Die Haare seines Felles sind weich und gerade, aber nicht glänzend. Ihre Länge beträgt einen halben Zoll,

ausgenommen am Schwanze, wo sie in etwas länger sind. Einige borstenartigen Haare sitzen über den Augen und auf beiden Seiten über der Oberlippe, auch zwei oder drei auf jeder Backe.

Die Farbe des Eyra ist am ganzen Körper licht gelblichroth; nur über der Oberlippe befindet sich auf jeder Seite ein gelblichweißser Flecken, wo die borstenartigen Haare stehen, welche ebenfalls gelblichweiß sind. An den Lippen scheint die Fleischfarbe zwischen den kurzen und dünn stehenden Härchen durch. Beide Geschlechter sind sich in der Farbe ganz gleich; überhaupt habe ich nie Abweichungen von derselben beobachtet.

Die Dimensionen des Eyra sind:

1' 6" 6''' Länge vom Hinterhaupt bis zur Schwanzwurzel; 3" 2''' Länge des Kopfes; 1' 2''' Länge des Schwanzes; 10" 6''' vordere Höhe; 1' 2''' hintere Höhe.

Zuweilen findet man in etwas grössere Individuen; jedoch habe ich keines gesehen, das den Yaguarundi an Grösse übertroffen hätte, wie dies nach einer auf Jägeraussagen gestützten Angabe des Prinzen zu Wied in Brasilien der Fall sein soll. Das Männchen und das Weibchen sind von der nämlichen Grösse.

Der Eyra sieht lange nicht so gewandt aus als der Yaguarundi, und hat mit unserer Hauskatze weit mehr Aehnlichkeit als der letztere. Sein Kopf ist breit und das Ohr nur wenig abgerundet; der Leib und die Extremitäten sind dick. Das Auge ist von mittlerer Grösse, die Iris grau oder braun, die Pupille rund. Sein Blick ist scheu und wild. Er sieht in der Dämmerung sehr gut, aber nicht weniger bei Tage. Sein Geruch ist, wie bei allen Katzen, schwach, sein Gehör aber wohl noch schärfer als das vom Cuguar.

Außer Paraguay kommt der Eyra noch in Entre-Rios und Groß-Chaco so wie in einem Theile von Brasilien vor. In Paraguay hat er mit dem Yaguarundi die näm-

lichen Wohnplätze, nährt sich von den nämlichen Thieren, und ist ihm auch in seinen Sitten sehr ähnlich. Beide gehen zu derselben Tageszeit auf den Raub aus und jagen auf gleiche Weise; nur habe ich den Eyra öfter auf Bäumen angetroffen als den Yaguarundi; auch macht er weitere Streifzüge als dieser. Noch hat er mit ihm gemein, daß er paarweise und in einem bestimmten Revier lebt, in welchem er aber andere Paare seiner eigenen Art nicht zu dulden scheint; wenigstens trifft man nie mehr als zwei Eyra's nahe bei einander an. Seine Begattungszeit und die Tragezeit des Weibchens kenne ich nicht. Dieses wirft, gewöhnlich in einem hohlen Baume, zwei Junge, die in ihrer Farbe keine Verschiedenheit von den erwachsenen Thieren zeigen, außer daß ihnen die zwei weißen Flecken über der Oberlippe fehlen; ihr Haar aber ist in etwas wollicht. Man trifft sie zuweilen noch als Säuglinge gegen das Ende des Wintermonats und im Christmonat in den Wäldern an, wo sie sich durch eine Art von Mauern in ihren Schlupfwinkeln verrathen. Die Mutter versorgt ihre Jungen, ehe sie selbst auf die Jagd gehen können, vorzüglich mit Vögeln. Gegen den Menschen vertheidigt sie dieselben eben so wenig wie gegen Hunde.

Während meines ganzen Aufenthaltes in Paraguay konnte ich mir nicht mehr als zwei lebende Eyra's verschaffen, die beide noch Säuglinge waren. Ich zog sie anfangs mit Milch auf, aber kaum konnten sie sich auf den Beinen halten, so griffen sie schon das Geflügel an, obwohl es ihnen noch an Kraft fehlte ein Huhn zu erlegen. Auch wurde mir einer derselben von einem englischen Streithahne durch einen Spornschlag in den Hals getödtet. Den anderen mußte ich seiner unbezähmbaren Raubsucht wegen immer eingeschlossen halten. Als er einst aus seinem Käfig entsprang, würgte er in einem Augenblicke mehrere junge Enten. Ich halte daher den Eyra für eine der blutdürstigsten Katzenarten, was der meinige auch dadurch bewies, daß er das ihm vorgewor-

feine Fleisch immer beleckte, ehe er dasselbe fraß. Auch zog er das frische Blut der Hühner dem Rindfleische vor. Stinkendes Fleisch berührt er eben so wenig als die anderen von mir beschriebenen Katzen. Seine Art zu fressen und Flüssigkeiten zu sich zu nehmen, war der vom Yaguarundi gleich. Ehe er einen Vogel verzehrte, rupfte er ihm erst mit den Zähnen die Federn aus. Nur als er noch sehr jung war, hörte ich ihn einen Ton von sich geben, der dem Mauen der Hauskatze glich, später aber nicht mehr. Seinen Zorn drückte er durch Schnutzen, seine Zufriedenheit, wenn man ihn streichelte, durch Murren oder Spinnen aus. Seine Raubsucht abgerechnet, war er sehr zahm, spielte, wenn ich ihn aus dem Käfig ließ, in den ersten Monaten mit Katzen und jungen Hunden, eben so mit Pomeranzen, oder mit einem Stücke Papier. Einem meiner Affen war er besonders zugethan, ohne Zweifel weil ihn dieser von den Flöhen befreite, denen alle diese Thiere aus dem Katzengeschlechte in ihrer Jugend sehr unterworfen sind; so daß sie öfters davon abmagern und zu Grunde gehen. So wie aber der Eyra älter wurde, hörte sein gutes Vernehmen mit allen Thieren auf; nur gegen den Menschen blieb er zutraulich, ausser wenn man ihn beim Fressen störte. Uebrigens machte er keinen Unterschied zwischen seinem Wärter und ganz fremden Personen, und zeigte kein Gedächtniß, weder für Wohlthaten noch für Beleidigungen.

Der Eyra wechselt die Milchzähne ehe er ein Jahr alt ist. Gegen das zweite Jahr ist er ausgewachsen. Sein Koth, den er nie verscharrt, und sein Urin riechen stark. In der Gefangenschaft muß er sehr reinlich gehalten werden, wenn er nicht erkranken soll.

In Paraguay wird der Eyra nur des Schadens wegen verfolgt, den er unter dem zahmen Geflügel anrichtet, und sein Fell wird nicht benutzt; es hält aber weit schwerer, ihn auf dem Anstande zu schießen als den Yaguarundi, denn sein äußerst feines Gehör warnt ihn vor

jedem Feinde. Am leichtesten fängt man ihn in Fuchsfallen, in denen man ein frischgetödtetes Huhn als Köder befestigt. Mit Hunden sucht man ihn meist vergeblich auf, denn er entflieht, durch dichte Bromelien oder von Baum zu Baum springend, so wie er ein Geräusch hört. Nur wenn ihn etwa die Hunde schlafend überraschen und dann auf einen Baum treiben, kann ihn der Jäger mit der Flinte erreichen.

FELIS CATUS DOMESTICUS. L.

Die Hauskatze.

Wie sehr das Klima auf die gröfsere oder geringere Ausbildung der Thiere einfliefse, besonders wenn hunderte von Generationen sich unter dem nämlichen Himmelsstriche folgen, beweist unter anderen unsere Hauskatze, welche in den ersten Zeiten der Eroberung in Paraguay eingeführt wurde. Noch sind keine 300 Jahre seitdem verflossen, und man findet schon einen auffallenden Unterschied zwischen der europäischen und der paraguayischen Hauskatze. Nur mufs man hier diejenigen ausnehmen, welche zu Asuncion gehalten werden, und bei denen die Einwirkung des Klimas weniger sichtbar ist, da sie sich fortwährend mit frischen Ankömmlingen vermischt haben. Die Hauskatze im Innern von Paraguay hingegen, wo seit ihrer Einführung nie oder nur selten eine solche Vermischung statt fand, unterscheidet sich von der Europäischen durch kürzere, in etwas mehr glänzende, dünnstehende und knapp an einander liegende Haare, die am Schwanze noch kürzer sind als am übrigen Körper. Ferner ist sie wenigstens um einen Viertel kleiner als jene, hat einen schwächeren, zusammen gedrückteren Rumpf und einen zärteren Gliederbau. Sie sieht daher sehr gewandt, aber, der kurzen, seltenen Haare und des

spindelförmigen, fast kahlen Schwanzes wegen, nichts weniger als angenehm aus. Dazu kommt noch, daß sie, trotz aller Nahrung, gewöhnlich mager bleibt. Bloß verschnittene Männchen kommen an GröÙe und Vollleibigkeit den europäischen Hauskatzen nahe. So sehr aber beide Abarten in ihrer Bekleidung und absoluter GröÙe von einander abweichen, so ist das Verhältniß der verschiedenen Theile des Körpers bei ihnen dennoch das nämliche. Nur als eine Seltenheit findet man zuweilen ein Individuum, dessen Extremitäten in Vergleichung mit dem Rumpfe zu kurz sind; dieß sind aber kranke Thiere, die an einer Art von Rachitis leiden, welcher ich schon beim Jaguar erwähnt habe.

In der Farbe ihres Felles zeigt die Hauskatze in Paraguay eben so viele Abänderungen, wie in Europa; am häufigsten kommt bei ihr die aschgraue Grundfarbe mit graulichschwarzen Zeichnungen vor.

So wie das Klima auf ihren Körper, scheinen auch die Umgebungen auf ihre Lebensweise eingewirkt zu haben, denn hier, in den wenig bevölkerten Gegenden, folgt sie ganz ihrem Triebe zur Unabhängigkeit. Tage lang streift sie in den Waldungen und auf den Feldern umher, stellt allen wehrlosen kleinen Säugethieren nach, beschleicht des Nachts die Vögel auf den Bäumen und kommt beinahe nur bei regnerischem oder stürmischem Wetter nach Hause. Bei dieser Lebensart ist kein Wunder, daß alle Katzen in Paraguay mehr oder weniger menschen- und räuberisch sind, und daß sich bei ihnen die angebohrne Falschheit oder Launenhaftigkeit des Thieres in vollem Maasse zeigt. Man mag sie noch so sorgfältig von Jugend auf zahm zu halten suchen, so verwildern sie doch mit zunehmendem Alter; nur jung verschnittene Männchen geben gute Hauskatzen ab, die zu Hause bleiben und Mäuse fangen.

Indessen ist dieses unabhängigen Lebens und des warmen Himmelstriches ungeachtet die Hauskatze in Paraguay noch nicht in den wilden Zustand übergegangen, wie

dieses mit Pferden, Eseln, Kühen und Hunden geschieht, wenn sie nicht gehörig besorgt werden. Es scheint aber mit dem, durch das Klima hervorgebrachten, zärteren Körperbau auch eine größere Empfänglichkeit für äußere Eindrücke bei ihr eingetreten zu seyn. Wohl findet man nicht selten Katzen, welche die gute Jahreszeit ganz im Freien, und zwar am Saume der Wälder zubringen, sogar dort ihre Jungen werfen; so wie aber die Regenzeit eintritt, nähern sie sich gewöhnlich wieder den Wohnungen und bringen auch ihre Jungen mit. Ist das letztere nicht der Fall, so geht die Brut während des Winters zu Grunde. Auch die alten Katzen müssen Regen und Kälte nicht lange in den Wäldern aushalten können, denn in den ehemals bewohnten Gegenden von Paraguay, wo beim Abzuge der Weißen die Katzen mehrentheils zurück gelassen wurden, findet man keine Spur mehr von denselben. Als im Jahr 1815 das, ungefähr zwanzig Stunden östlich von Villa Real gelegene, indianische Dorf Taquati von den Weißen zerstört ward, blieben über hundert Katzen in der unbewohnten Gegend zurück, von denen ich aber im Jahr 1820 während drei Tagen, die ich dort mit Jagen zubachte, nichts mehr entdecken konnte.

Da die Hauskatzen in Paraguay einerseits den Menschen fliehen und anderseits ohne seinen Schutz sich nicht fortpflanzen können, so erklärt sich, daß sie dort, ob schon das Weibchen zwei- bis dreimal im Jahre, und jedesmal drei bis sechs, Junge wirft, im Verhältnisse zu den übrigen eingeführten Säugethieren nur in äußerst geringer Anzahl vorhanden sind.

Merkwürdig ist, daß die Wuthkrankheit, welche bei den Katzen in Europa keine seltene Erscheinung ist, bei der Hauskatze in Paraguay bis jetzt noch nie beobachtet wurde.

Noch soll ich bemerken, daß ich mehr wie einmal Katzen auf sandigem, graslosem Boden Schlangen, selbst Klapperschlangen, verfolgen und tödten sah. Mit der ihnen eigenen Gewandtheit gaben sie denselben Schläge

mit der Pfote, und wichen hierauf dem Sprunge ihres Feindes aus. Rollte sich die Schlange zusammen, so griffen sie dieselbe lange nicht an, sondern giengen um sie herum, bis diese müde ward den Kopf nach ihnen zu drehen; dann aber versetzten sie ihr einen neuen Schlag und sprangen zugleich auf die Seite. Floh die Schlange, so ergriffen sie ihren Schwanz, gleichsam um damit zu spielen. Unter solchen fortgesetzten Pfortenschlägen erlegten sie gewöhnlich ihren Feind ehe eine Stunde vergieng, berührten aber niemals sein Fleisch.

Vierte Familie. MARSUPIALIA.

Gen. DIDELPHIS.

Micuré.

Von den sechs Gattungen von Beuteltaschen (Didelphis), welche Azara in seinem Werke über die Säugethiere von Paraguay beschrieben hat, sind mir nur drei zu Gesichte gekommen; der drei übrigen Gattungen hörte ich zuweilen von einigen Jägern erwähnen, nie aber konnte ich mir dieselben verschaffen. Alle werden von den Einwohnern mit dem gemeinschaftlichen Namen Micuré, d. h., kleines Schwein belegt, wahrscheinlich des Gestankes wegen, den sie von sich geben, was die einzige Aehnlichkeit ist, die sie mit den wilden Schweinen von Paraguay (Dicotyles) haben.

Die drei, von mir zu beschreibenden, Gattungen haben folgende Kennzeichen mit einander gemein: einen langen Kopf mit spitzer Schnautze, ein weit nach hinten gespaltener Mund, kleine, runde Augen, mit schiefer Oeffnung der Augenlieder, große, beinahe unbehaarte,

an der Sonne durchscheinende Ohren, fünf Zehen an allen vier Extremitäten, einen starken abstehenden Daumen an den Hinterfüßen, welcher den anderen Zehen entgegengesetzt werden kann und mit keinem Nagel versehen ist, und einen langen, beinahe haarlosen, mit Schuppen bedeckten Schwanz, dessen Flexoren stärker sind als die Extensoren, so daß er immer nach unten eine halbe Windung macht. Alle drei Gattungen haben in der oberen Kinnlade zehn Schneidezähne, von denen die zwei mittleren länger sind als die übrigen, sich aber früher abnutzen und ausfallen als diese. Auf sie folgt, nach einem Zwischenraume zur Aufnahme der unteren Eckzähne, auf jeder Seite ein spitzer, von den Seiten zusammengedrückter, in etwas rückwärts gebogener und vier bis fünf Linien langer Eckzahn. Dann folgen sieben Backenzähne, von denen die drei ersten aus einer scharfen, dreiseitigen Zacke bestehen, die vier folgenden hingegen eine dreieckige Krone haben, deren kürzeste Seite nach außen gekehrt und die mit drei Zacken, zwei auswärts und einer rückwärts, versehen ist. Der erste und kleinste Backenzahn sitzt gleich hinter dem Eckzahn, und zwischen ihm und dem zweiten Backenzahn befindet sich ein leerer Raum zur Aufnahme des zweiten unteren Backenzahnes. In der unteren Kinnlade sind acht, vorwärts gerichtete, Schneidezähne vorhanden, von denen die zwei mittleren durch einen kleinen Raum von einander getrennt sind. Gleich auf sie folgen die zwei Eckzähne, die mehr als eine Linie kürzer, übrigens gleich gestaltet sind wie diejenigen des Oberkiefers und hierauf sieben Backenzähne. Die drei ersten von diesen, unter denen der mittlere, so wie im Oberkiefer der dritte, die größte Länge hat, sind einzackig, die vier folgenden haben drei Zacken, die im Dreiecke stehen, und hinter ihnen einen zweihöckerigen Absatz. Zwischen dem Eckzahne und dem ersten Backenzahne, so wie zwischen diesem und dem zweiten Backenzahn, ist ein leerer Raum vorhanden.

Azara hat die Anzahl der Zähne bei den Beutelratten, deren Beschreibung hier folgen wird, unrichtig angegeben.

Was die Geschlechtstheile und das os marsupiale, sowohl bei den Männchen als bei den Weibchen, und den Beutel oder die Hautfalten betrifft, in denen die Weibchen ihre Jungen aufziehen, so verweise ich darüber meine Leser auf Hr. von Cuvier's vergleichende Anatomie *), indem ich keine neuen Beobachtungen über diese Theile gemacht habe.

Noch soll ich hier Einiges über die Lebensart und die Fortpflanzung der paraguayischen Beuteltatten vorausschicken, um mich später nicht bei jeder einzelnen Gattung wiederholen zu müssen.

Sie bewohnen die Waldungen und die dichten Gebüsche, leben den größten Theil des Jahres hindurch allein, haben nicht immer ein bestimmtes Lager und halten sich nie lange in dem nämlichen Reviere auf. Sie sind nächtliche Thiere, die den Tag schlafend, entweder in der verlassenen Höhle eines Tatu, oder im Gesträuche, oder in einem hohlen Baumstamme, oder auch, da sie klettern können, zwischen den Zweigen eines Baumes, zubringen. Bei Nacht gehen sie, theils auf der Erde, theils auf den Bäumen, ihrer Nahrung nach, die, so viel man weiß, aus Mäusen, Vögeln, Vogeleiern, großen Insekten, und aus einigen Arten von Baumfrüchten besteht. Frisches Blut ist ihre Lieblingsspeise; sie besuchen daher nicht selten die Wohnungen und richten großen Schaden unter den Hühnern und Enten an, indem sie oft zehn bis zwanzig Stücke davon tödten. Der übermäßige Genuß des Blutes versetzt sie aber, wie ich schon vom Cugar bemerkt habe, in einen Zustand von Trunkenheit, so daß man sie nicht selten des Morgens unter dem getödteten Geflügel, oder wenigstens in der Nähe desselben, schlafend antrifft, eine Wirkung die sie von Ueberfüllung des Magens durch andere Nahrung keineswegs erfahren.

Das Aussehen dieser Thiere ist häßlich und kündigt großen Stumpsinn an. Ihre Bewegungen sind langsam.

*) XXIX. Leçon; Tome. V.

Ihr gewöhnlicher Gang ist der Schritt; werden sie aber verfolgt, so entfliehen sie in kleinen Sätzen. Bäume besteigen sie mit einiger Mühe und klettern nur langsam zwischen den Aesten herum, wobei ihnen ihr Schwanz, obschon er durch seine Krümmung nach unten dem Wickelschwanz einiger Affen ähnlich ist, nur geringe Hülfe leistet; jedoch hängen sie sich zuweilen vermittelst desselben an einem Aste auf, und bleiben stundenlang ruhig in dieser Stellung.

Unter ihren Sinnen ist der Geruchssinn weitaus der schärfste; ihr Gehör, dessen Organ im Schedel nur einen ganz kleinen Raum einnimmt, kann nur schwach seyn; noch schwächer ist ihr kleines Aug, das eine länglichte, vertikale Pupille hat, bei Nacht nicht leuchtet und durch das Licht gänzlich geblendet wird.

Ich habe die Beutelratten nie gehört andere Laute von sich geben, als eine Art von Schneutzen, und das bloß, wenn sie angegriffen oder mißhandelt wurden. Sie richten alsdann ihre Rückenhaare empor und verbreiten einen starken, dem Geruche des Knoblauchs ähnlichen Gestank, der aber nicht, wie Azara behauptet, vom Harn, sondern von der Absonderung zweier Drüsen herrührt, welche die Größe einer Haselnuß haben und an beiden Seiten des Mastdarmes sitzen.

In der Mitte des Winters, nämlich im Augustmonate, scheint bei ihnen die Begattungszeit einzutreten, wenigstens trifft man in jenem Monate häufig die beiden Geschlechter bei einander an, und findet im darauf folgenden Monate trächtige Weibchen. Diese werfen, in Paraguay wenigstens, nur einmal im Jahre. Die Zahl ihrer Jungen ist weder bei allen Gattungen, noch jedesmal bei der gleichen Gattung, die nämliche. Die größte Anzahl wirft die *Didelphis Azaræ*. So fand ich bei ihr bis vierzehn Junge, oft aber nur acht oder vier und einmal nur eines. Die Tragezeit dauert etwas mehr als drei Wochen. Anfangs des Weinmonates kommen die Jungen zur Welt und treten sogleich in den Beutel oder unter die Haut-

falten am Bauche der Mutter, wo sie sich an den Zitzen ansaugen und so lange in diesem Zustande bleiben, bis sie ihre vollkommene Ausbildung erreicht haben. Diefes geschieht nach fünfzig und einigen Tagen. Alsdann verlassen sie den Beutel, nicht aber die Mutter, indem sie sich, auch wenn sie schon fressen können, an dem Pelze derselben festhalten und so von ihr noch während einiger Zeit herumgetragen werden.

Genauere Beobachtungen über die Fortpflanzung der Beuteltaschen zu machen, fand ich blofs bei einigen Weibchen von der Gattung *Didelphis Azarae* Gelegenheit, indem ich dieselben theils während ihrer Schwangerschaft oder im Augenblicke des Gebährens zergliederte, theils nach der Geburt untersuchte.

Die Tragezeit dieser Gattung fällt in den Herbstmonat, und dauert etwa fünf und zwanzig Tage. Während dieser Zeit bemerkt man einen Zuflufs der Säfte gegen die Wände des Beutels, ein Anschwellen seiner Ränder, und eine Erweiterung desselben. Die Embryonen liegen zum Theile in den Hörnern, zum Theile in dem Körper des Uterus, nie aber in den henckelförmigen Fortsätzen desselben. Nach den ersten Tagen der Empfängniß erscheinen sie blofs als gallertartige, runde Körperchen, bei denen man, selbst durch das Vergrößerungsglas, keine Verbindung mit dem Uterus, wohl aber, als erste Spur von Organisation, zuweilen einen feinen, blutigen Streifen bemerkt. Gegen das Ende der Tragezeit hingegen, wo die Embryonen eine Länge von beinahe sechs Linien erreicht haben, findet man sie von einer Haut umgeben und mit einem Nabelstrange versehen, der sich vermittelst mehrerer Fasern an den Uterus ansetzt. An der Frucht selbst nimmt man, auch mit unbewaffnetem Auge, deutlich den Kopf, die vier Extremitäten und den Schwanz wahr. Sie sind übrigens in diesem Zeitpunkte nicht alle gleich weit ausgebildet; es herrscht im Gegentheile unter ihnen eine Art von Stufenreihe, so dafs diejenigen, welche den fallopischen Röhren am nächsten liegen, in ihrer Organisation auch am wenigsten vorgerückt sind.

Ueber die Art, wie der Embryo aus der Gebärmutter in die Scheide gelangt, habe ich folgendes beobachtet. Bei einem Weibchen, das ich in den ersten Tagen des Weinmonats tödtete, fand ich in seinem verschlossenen Beutel zwei, ganz kleine Junge, dann aber in dem linken, henkelförmigen Fortsatze des Uterus einen ausgewachsenen Embryo, der von keinem Häutchen mehr umgeben war, und dessen Nabelstrang in keiner Verbindung mit den Wänden des Fortsatzes stand. In dem Körper der Gebärmutter lagen noch zwei andere Embryonen, deren Nabelstrang sich aber von demselben noch nicht abgelöst hatte. Uebrigens war die Gebärmutter, so wie ihre Fortsätze außer der größeren Ausdehnung: nicht im geringsten verändert. Die Embryonen treten also bei dieser Beutelratte aus dem Körper des Uterus in die henkelförmigen Fortsätze desselben und erst von diesen in die Scheide, während sie, nach Home's Angabe, bei einem anderen Geschlechte von Beutelhieren, den Kanguroos, aus dem Körper des Uterus durch eine Oeffnung, die sich während der Schwangerschaft im Grunde desselben bildet, unmittelbar in die Scheide treten.

Die Jungen werden, wie man sieht, nicht alle zugleich geboren; es verstrichen vielmehr drei bis vier Tage zwischen der Geburt des ersten und des letzten Jungen. Wie diese aber in den Beutel gelangen, habe ich nie beobachten können. Vielleicht wird, wie die meisten Naturforscher glauben, der Beutel vermittelt zweier Muskel, welche von der Spina anterior superior ossis ilii über die Osia marsupialia hin nach den Seiten desselben laufen, im Augenblicke der Geburt gegen die Scheide zurück gezogen, so daß die Jungen durch die Geburtsarbeit selbst in den Beutel geschoben werden.

Die neugeborenen Thierchen sind und bleiben noch einige Zeit wahre Embryonen. Ihre Länge beträgt höchstens sechs Linien; ihr Körper ist nackt; der Kopf ist im Verhältnisse zu den übrigen Theilen groß; die Augen sind geschlossen, die Nasenlöcher und der Mund hingegen of-

fen, die Ohren in Quer- und Längsfalten zusammen gelegt; die vorderen Extremitäten sind über der Brust, die hinteren über dem Bauche gekreuzt und der Schwanz ist nach unten gerollt. Sie zeigen, auch auf äußere Reitze, nicht die geringste Bewegung. Nichts desto weniger findet man sie, kurze Zeit nachdem sie in den Beutel gelangt sind, an den Zitzen angesogen. Es ist nun kaum denkbar, daß Thiere in einem solchen Embryonenzustande ohne fremde Hülfe eine Zitze aufsuchen und fassen können; ich vermüthe daher, daß sie von der Mutter an die Zitzen gelegt werden, wozu derselben ohne Zweifel ihre entgegengesetzten Daumen dienen.

Die Jungen bleiben nun beinahe zwei Monate in dem Beutel, ohne die Zitzen, ausgenommen in den letzten Tagen, zu verlassen. In den ersten zwei Wochen bemerkt man keine andere Veränderung an ihnen, als daß sie nach allen Dimensionen zunehmen, und daß sich die langen Borstenhaare um den Mund zu zeigen anfangen. Nach vier Wochen, wo sie ungefähr die GröÙe einer Hausmaus erreicht haben, tritt der Pelz über den ganzen Körper hervor, und man sieht sie einige Bewegungen mit den Extremitäten machen. Nach Azara sollen sie sich in diesem Alter schon auf den Füßen halten können. Etwa in der siebenten Woche, wenn sie bald so groß wie eine Ratte sind, öffnen sich die Augen. Von der Zeit an hangen sie nicht mehr den ganzen Tag an den Zitzen, und verlassen auch zuweilen den Beutel, kehren aber sogleich wieder in denselben zurück, so wie ihnen einige Gefahr droht. Bald aber verschließt ihnen die Mutter den Beutel, der sie nicht mehr alle fassen kann, und trägt sie dagegen während mehreren Tagen, bis sie ihren Unterhalt selbst zu finden im Stande sind, mit sich auf dem Rücken und den oberen Theilen der Extremitäten herum, wo sich dieselben an den Haaren festhalten.

Während den ersten Tagen nach der Geburt sondern die Milchdrüsen bloß eine durchsichtige, in etwas klebrige, jedoch mittelst Säuren gerinnbare, Flüssigkeit ab,

die man in dem Magen der Jungen findet. Später wird diese Flüssigkeit immer trüber und endlich zu wahrer Milch. Haben die Jungen einmal die Zitzen verlassen, so hören sie auf zu saugen und die Mutter theilt dafür ihre Beute mit ihnen, besonders wenn diese in Vögeln oder Eiern besteht.

Noch soll ich einer Beobachtung erwähnen, welche Dr. Parlet bei einem säugenden Weibchen von *Didelphis Azarae* gemacht haben wollte. Weder er noch ich hatten je erfahren können, wie die Säuglinge sich ihres Kothes und Harnes entledigen. Nachdem während meiner Abwesenheit ein Weibchen, das eben geworfen hatte, fünf Wochen lang von ihm in seiner Wohnung war beobachtet worden, berichtete er mich bei meiner Rückkehr, daß die Jungen während den ersten Tagen nach der Geburt keinen Koth von sich geben, und daß dieses erst geschehe, wenn dieselben wenigstens vier und zwanzig Tage alt seien, wo dann die Mutter von Zeit zu Zeit ihren Beutel zu dem Ende öffne. Obwohl ich die Richtigkeit dieser Beobachtung nicht zu verbürgen im Stande bin, so ist doch so viel gewiß, daß man in dem Beutel des säugenden Weibchens von *Didelphis Azarae* nie zurückgebliebenen Koth findet.

Alle drei Gattungen von Beutelratten, die ich in Paraguay angetroffen habe, lassen sich einiger Maßen zähmen, d. h., sie gewöhnen sich an den Menschen in so weit, daß man sie berühren und selbst herumtragen kann, ohne von ihnen gebissen zu werden. Nie aber lernen sie ihren Wärter kennen und zeigen überhaupt auch nicht die geringste Intelligenz, was schon ihr, im Verhältnisse zum übrigen Kopfe, kleiner Hirnkasten und ihr Gesichtswinkel, der nicht mehr als siebenzehn Grade beträgt, vermuthen läßt.

Uebrigens fällt es in Paraguay nicht leicht Jemanden ein, eine Beutelratte aufzuziehen und zu zähmen, indem ihr Aussehen dafür zu häßlich, und der Geruch, den sie von sich geben, zu abschreckend ist, auch weil sie, mit

Recht, als die gefährlichsten Feinde des zahmen Geflügels angesehen werden, dem sie, selbst im häuslichen Zustande, immerfort begierig nachstellen.

Ihr Fell und ihr Fleisch werden in Paraguay nicht benutzt; die Indianer von Groß-Chaco hingegen geniessen das letztere. Allein des Schadens wegen, den sie häufig unter dem Federvieh anrichten, werden sie überall vom Menschen verfolgt. Sie werden entweder in Fallen gefangen, oder man lauert ihnen des Nachts auf und tritt, so wie sie sich dem Hühnerhofe nähern, ihnen plötzlich mit einem Lichte entgegen; dadurch geblendet, wissen sie nicht zu entfliehen und werden leicht todgeschlagen.

Didelphis Azaræ. Tem.

(Azara's Micuré premier.)

Mehrere Naturforscher haben Azara's erstes Micuré für identisch mit *Didelphis virginiana* gehalten, andere haben dasselbe mit *Didelphis cancrivora* verwechselt. Es bildet aber eine eigene Gattung, welcher Hr. Temmink den Namen von *Didelphis Azaræ* beigelegt hat.

Der Pelz dieser Beutelratte besteht vorzüglich aus dichtstehenden, weich anzufühlenden Wollhaaren, die am Kopfe und an den Füßen kürzer sind als am übrigen Körper; dann auch aus wenigen, steifen, rauh anzufühlenden, etwa zwei Zoll langen, Borstenhaaren, welche sich bloß auf dem Rücken, an den Seiten und am behaarten Theile des Schwanzes vorfinden. An der Schnautze, hinter den Mundwinkeln und über den Augen stehen mehrere, starke Borsten, von denen einige mehr als drei Zoll lang sind. Die Nasenspitze, die Ohren und die Fußsohlen sind nackt. Der Schwanz ist bloß an seinem oberen Drittheile behaart; von da bis zur Spitze bemerkt man nur einzelne, kurze, steife Borstenhaare, die unter den Schuppen, mit denen der ganze Schwanz bedeckt ist, hervorstehen.

Die Farbe der Wollhaare ist am Kopfe größtentheils gelblichweiß; über die Mitte desselben läuft, vom Hinterhaupte bis zur Nasenwurzel, ein schwärzlichbrauner Streifen; ein anderer, von der nämlichen Farbe erstreckt sich von jedem Ohre nach dem Auge, umgiebt dieses und setzt sich noch bis gegen die Schnautze hin fort. Die Farbe des Rückens und der Seiten ist braun, mit weiß gemischt. Die Wollhaare sind nämlich weißlichgelb mit einer schwarzen Spitze, die Borstenhaare hingegen in ihrer ganzen Länge weiß. Der Bauch ist größtentheils schwarz, und nur gegen den After hin röthlichbraun. Die vier Füße, der behaarte Theil des Schwanzes und die Borstenhaare im Gesichte haben eine schwarze Farbe. Die Nasenspitze ist fleischfarben, die Ohren sind an ihrer unteren Hälfte schwarz, an ihrer oberen röthlichweiß; von dieser letzteren Farbe ist auch die untere Hälfte des Schwanzes, der übrige unbehaarte Theil hingegen ist, gleich dem behaarten, schwarz. Die Nägel sind fleischfarben.

Zwischen dem Männchen und dem Weibchen findet kein Unterschied in der Farbe statt; hingegen trifft man bei dieser Gattung von Beutelnattern einige, durch die Farbe bestimmte, Abänderungen an. So sah ich Individuen, denen der schwarze Streifen vom Ohre bis gegen die Schnautze mangelte, und wo nur das Aug eingefalst war. Bei anderen sind die Wollhaare des Rumpfes nur an ihrer äußersten Spitze schwarz gefärbt, so daß bei jeder Bewegung des Thieres die weißlichgelbe Farbe zum Vorscheine kommt und der Pelz alsdann eher weiß als braun erscheint.

Die Dimensionen dieser Beutelnatter sind:
 2' 3" ganze Länge; 4' 2" Länge des Kopfes; 11 "
 Länge des Rumpfes; 11' 10" Länge des Schwanzes;
 7' 8" mittlere Höhe.

Die Ohren sind vierzehn Linien hoch und eben so breit.

In ihrer äußeren Gestalt sieht diese Gattung ganz der *Didelphis virginiana* gleich; jedoch findet sich bei ihr

zwischen dem Daumen und der zweiten Zehe eine Haut, welche dieselben längst der ersten Phalange mit einander verbindet, was bei der virginischen Beutelratte nicht der Fall ist.

Sie bewohnt nicht allein Paraguay, sondern auch Groß-Chaco und die Provinzen Entre-Rios und Banda-Oriental.

DIDELPHIS LANIGERA. Desm.

(Azara's Micuré second ou laineux.)

Diese Beutelratte scheint beim ersten Anblicke nur mit einer Art von Haaren bedeckt zu seyn. Untersucht man aber diese näher, so findet man sowohl Woll- als Borstenhaare, die sich jedoch bloß dadurch von einander unterscheiden, daß die letzteren in etwas weniger biegsam sind als die ersteren. Beide sind äußerst weich anzufühlen, am Kopfe kurz, am übrigen Körper hingegen lang, besonders sind sie dieß auf dem Rücken und an den Schenkeln, wo sie eine Länge von mehr als einem Zoll erreichen. Ueber der Oberlippe und hinter den Mundwinkeln sitzen mehrere, drei Zoll lange, feine Borsten. Die Spitze der Schnautze, die Ohren, mit Ausnahme der unteren Hälfte ihrer Seite, der Hodensack und die Fußsohlen sind nackt. Vom Schwanze ist der zweite Drittheil bloß auf der unteren Seite behaart, der letzte Drittheil aber ganz haarlos.

Die vorherrschende Farbe am Kopfe, auf dem Rücken, an den Seiten des Rumpfes, und am behaarten Theile des Schwanzes ist die lichtbraune; rings um die Augen, an den Seiten des Halses und an der äußeren Seite der vier Extremitäten geht sie ins röthlichbraune über; von dem oberen Theile der Stirn bis gegen die Nasenspitze hin läuft ein schwarzer Streifen, und längs der

Unterlippe ein feiner weißer Saum. Der Bauch und die innere Seite der vier Extremitäten sind röthlichweiß, die Borsten im Gesichte schwarz. Die Spitze der Nase und der Hodensack sind fleischfarben, die Ohren und die Fußsohlen veilchenblau mit grau gemischt, und der unbehaarte Theil des Schwanzes röthlichweiß.

Die beiden Geschlechter sind einander in der Farbe ganz gleich. Ob sonst aber Farbenabänderungen bei dieser Gattung vorkommen, ist mir unbekannt, indem ich nicht mehr als drei Individuen derselben gesehen habe.

Ihre Dimensionen sind folgende:

2'' 4''' Länge des Kopfes; 6'' 6''' Länge des Rumpfes; 1' 1'' 6''' Länge des Schwanzes; 4'' 6''' mittlere Höhe.

Die Ohren laufen bei dieser Gattung spiter zu als bei der vorhergehenden; ihre Höhe beträgt nämlich beinahe einen Zoll und ihre Breite ungefähr die Hälfte. Am Schwanze sind die Rücken- und Querfortsätze der Wirbel so lang, daß sie demselben eine dreieckige Gestalt geben. Das Weibchen hat keinen eigentlichen Beutel, sondern nur zwei Hautfalten am Bauche.

Ich habe diese Beutelratte bloß in den Missionen und bei Villa Rica angetroffen.

DIDELPHIS CRASSICAUDATA. Desm.

(Azara's Micuré troisième.)

Bei dieser Beutelratte sind die Borstenhaare ganz verschwunden, und der Pelz besteht allein aus sehr kurzen und sehr weich anzufühlenden Wollhaaren. Bloß um den Mund herum stehen einige, drei und einen halben Zoll lange Borsten. Die Spitze oder Schnauze, die Ohren und die Fußsohlen sind nackt, die zwei letzten Drittheile des Schwanzes beinahe haarlos.

Der Kopf, mit Ausnahme der Nase und der oberen Kinnlade, der Nacken, der Rücken, die Seiten des Körpers bis gegen das Fußgelenk hinab, und der erste Drittheil des Schwanzes haben eine bräunlichgelbe, zuweilen auch eine bräunlichrothe, Farbe. Die Nase, die obere Kinnlade und die Füße sind braun, der Bauch und die innere Seite der vier Extremitäten gelblichgrau oder röthlichgrau. Die wenigen Haare an den zwei letzten Drittheilen des Schwanzes sind schwarz, ausgenommen an der Spitze desselben, wo sie eine weiße Farbe haben. Die nackten Theile des Körpers sind graulichbraun.

Diese Beutelratte hat folgende Dimensionen:

3'' Länge des Kopfes; 8'' 6''' Länge des Rumpfes;

10'' Länge des Schwanzes; 5'' 9''' mittlere Höhe.

Außer den angegebenen Kennzeichen unterscheidet sie sich noch von den anderen Gattungen dieses Geschlechtes durch einen breiteren und höheren Kopf, eine weniger spitz zulaufende Schnautze, und einen dickern Hals und Rumpf. Besonders aber zeichnet sie sich vor allen übrigen Gattungen durch ihren dicken Schwanz aus, welcher an seiner Basis einen Durchmesser von beinahe anderthalb Zoll hat. Das Weibchen ist mit keinem Beutel, sondern bloß mit zwei Hautfalten am Bauche versehen.

Man findet diese Beutelratte in ganz Paraguay, jedoch nicht sehr häufig. *)

*) Die drei anderen Gattungen von *Didelphis*, welche Azara beschreibt, und die ich nicht gesehen habe, sind:

Micuré à queue longue (*Didelphis murina*. L.)

Micuré à queue courte (*Didelphis tricolor*? Geoff.) und

Micuré noir (*Didelphis pusilla*. Desm.)